Vorrede.

Es kann nicht anders, als mir sehr erfreulich seyn, zum viertenmale mit meinen Lesern und Leserinnen zusammen zu kommen, und es ist mir um so lieber, da es von beiden Seiten ohne große und bedeutende Aufopferungen geschehen kann. Denn mehr, als wir selbst empfangen haben, können wir beide nicht wieder geben, und was gegeben wird, bleibt unterhaltender Gewinn für beide Theile. Ist dem nun so, — wie ich annehmen zu dürfen glauben kann, — so sind wir, ohne gemachte Rechnung, schon in einer so angenehmen Richtigkeit, daß wir mit einander zufrieden seyn können.

Da aber hienieden nicht leicht etwas ohne Wünsche gethan oder vollbracht werden kann, so sollte mir es sehr angenehm seyn, die kennen zu lernen, welche man mir zuschicken möchte, um die meinigen dagegen geben zu können. Es kann nicht fehlen, unsere Angelegenheit käme dann wieder in eine ganz erfreuliche Richtigkeit, und wir könnten dabei nur gewinnen und nicht verlieren.

Geschrieben im Bade zu R. am Margarethentage 1812.

Inhalt.

I. Eufrasia die Heilige . . . S. 1
II. Hildegund und Hildegard . . — 11
III. Anna von Provence . . — 23
IV. Katharina Medicis . . . — 39
V. Maria Medicis . . . . — 99
VI. Isabella und Giovanna von Aragonien . . . . — 151
VII. Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Cassel . . — 165
VIII. Johanna von Schomberg . — 173
IX. Adeline de Burde . . . — 185
X. Kleinere biographische Nachrichten von berühmten und merkwürdigen Frauen: . . — 209
1. Johanna d'Albret . . — 211

(S. 211 lies d'Albret statt Albert).

2. Isabella von Baiern . . — 214
3. Isabella von Castilien . . — 221
4. Katharina von Aragonien . — 224
5. Juliana Morella . . — 231
6. Lady Gratia Gethin . . — 235
7. Marquise de Pompadour . — 239
8. Madame Roland . . — 244

Eufrasia die Heilige.

In den
dosii *)
Reichsrat
Kaiser ve
dabei we
Werken
war ein
helfen ma
fromme
mit Güte
frau aus
frasia,
Gutes th
nem chris
de. Und
schenkt,
sia genan

*) Er r
bis 3

In den Tagen des gottseligen Kaisers Theodosii *) lebte zu Constantinopel ein Reichsrath, Namens Antigonus, dem Kaiser verwandt mit Blut und Schwägerschaft, dabei weislich in Worten, und verständig in Werken, und immer das Beste rathend. Er war ein mitleidiger Mann, der jedermann gern helfen mochte, und gab seinem Herrn allezeit fromme Rathschläge. Dabei war er sehr reich, mit Gütern wohlgesegnet, und hatte eine Ehefrau aus Kaiserlichem Geblüt, genannt Eufrasia, die stets den Herrn fürchtete und viel Gutes that. So lebten beide Eheleute in einem christlichen, Gott wohlgefälligen Ehebunde. Und es wurde ihnen auch eine Tochter geschenkt, welche nach ihrer Mutter Eufrasia genannt wurde.

*) Er regierte in den Jahren n. Chr. Geb. 379 bis 395.

Aber es sprach Antigonus: „Du weißt, meine liebe Schwester und Ehegenossin! daß dieses Leben ein eiteles Nichts ist, und daß in der Welt nur betrügliche Tage zu verleben sind, in denen der Mensch nichts Heilsames sucht für seine Seele. Wozu soll uns das viele Geld? Nichts folget uns im Tode nach. Darum laß uns geben den Armen, was wir entbehren können."

Darauf sein Ehegemal antwortete: „Wahrlich, lieber Bruder und Eheherr! Gott hat Euer Herz erleuchtet. Lasset uns leben, wie der Apostel sagt *), denn die Lust dieser Welt vergeht wie ein leichter, flüchtiger Traum."

Also lebten nun die beiden frommen Eheleute, in aller Gottseligkeit zusammen als Bruder und Schwester, und starb nach Verlauf eines Jahres einen gar sanften Tod.

Und der Kaiser und die Kaiserin nahmen die Wittwe auf mit Wohlgefallen. Diese aber sprach, indem sie ihre Tochter auf ihren Armen trug:

„Ich übergebe Euch dies arme Waislein,

*) 1. Corinth. 7, 29.

nehmet es auf, in Gottes Namen, und seyd dem Töchterlein Vater und Mutter."

Darüber vergossen der Kaiser und die Kaiserin Thränen, und versprachen zu thun, um was sie gebeten.

Als aber einige Zeit verstrichen war, wurde das Töchterlein verlobt mit einem Kaiserlichen Rathe, doch war sie noch sehr jung und mußte warten bis zur Hochzeit. Da wollte der Bräutigam lieber die Mutter heirathen, wie die Kaiserin selbst ihm rieth. Das nahm jedoch der Kaiser übel auf, und verwies es ihr mit scharfen Worten, worüber die Kaiserin sehr erschrak, schamroth wurde, und bei zwei Stunden lang unbeweglich blieb, und ohne Worte.

Ueber diesen Unwillen betrübte Eufrasia sich, und begab sich mit ihrer Tochter nach Aegypten, wo sie viele Güter hatten, und gutes Einkommen in allerlei Dingen.

Als sie nun dahin kam, fand sie alles in guter Ordnung in Verwaltung treuer, frommer Diener, die Gott fürchteten und ihre Herrschaft liebten mit christlicher Treue und Ergebenheit. Da zog sie hinab in die Thebaische Wüste, in die Gesellschaft der heiligen Einsamen, und

theilte viele Geschenke aus, mit heiligem Antriebe ihres mitleidigen Herzens.

Es war aber in der nächsten Stadt ein weibliches Kloster, darinne 130 Kammern und so viele Schwestern beisammen waren, von welchen die Menschen große, wundersame Tugenden erzählten. Sie lebten in heiliger Enthaltsamkeit der Welt, fasteten, beteten, und schliefen auf einem Tuche, auf der bloßen Erde. Ihre Kleider waren von grobem Tuche und reichten hinab bis auf die Füße. So viel jede konnte, arbeitete sie, und blieben immer gesund, bis zur letzten Schwachheit, wenn der Herr sie forderte.

Dieses Kloster besuchte die fromme Eufrasia oft, und bot der Aebtissin 30 Pfund Goldes an, als ein Geschenk. Diese aber nahm es nicht an, und bat nur um etwas für die Lampen des Klosters und der Kirche.

Und es gefiel auch der frommen Eufrasia wohl in dem Kloster, in welches sie oft kam, mit heiliger Ehrfurcht und Andacht. Das gefiel der Aebtissin sehr wohl, und fragte sie eines Tages:

„Mein Kind! hast Du denn auch unser Kloster und alle Schwestern lieb?“

Sprach die Jungfrau: „Ja ich liebe Euch alle.“

Redete die Aebtissin weiter: „So Du uns liebst, so trage unsere Kleidung.“

Darauf antwortete die freundliche Jungfrau ganz herzlich:

„Wenn es meiner Mutter recht wär, blieb ich gern ganz hier bei Euch, wo es mir so wohl gefällt.“

Und die Aebtissin hörte die Worte gern der guten Tochter, die so verständig sprach.

Da wollte nun Eufrasia nicht wieder von dannen gehen, und bat ihre Mutter gar sehr, sie in dem Kloster bei den frommen Schwestern zu lassen. Die Mutter aber betete, breitete ihre Hände aus und sprach:

„Nimm Du, mein Herr und Gott! die Sorge für dieses Kind auf, dieweil es sich Dir ergeben hat.“

Dann übergab sie die Tochter der Aebtissin, und ging also weinend aus dem Kloster, daß auch die ganze Versammlung mit ihr weinte.

Am folgenden Tage führte die Aebtissin die

junge Eufrasia in eine Kammer, legte ihr das Schwesterkleid an, und betete und segnete sie ein. Des wurde die Jungfrau gar freudig. Und als die Mutter kam, küßte sie dieselbe zärtlich, und sprach:

„So segne Dich dann, mein Kind! der Herr, dem Du Dich geweiht und ergeben hast;" — ging dann weiter und reichte, wie gewöhnlich, den Armen Almosen. Auch führte sie ein gar erbauliches Leben, betete und fastete, und lebte gar wohlthätig, einsam und still. Bald aber darauf erschien ihr im Traume ihr lieber Eheherr, küßte sie und sprach: „Ich sehe nun bald Dich wieder, geliebte Schwester!" Da verstand sie den Traum, bereitete ihr Haus, gab ihrer Tochter gute Lehren, und verschied den dritten Tag darauf. Sie wurde begraben im Kloster.

Als nun der gute Kaiser vernahm ihren Tod, ließ er kommen den Bräutigam der jungen Eufrasia, sagte ihm, was geschehen war, und sendete einen Boten in's Kloster, und ließ ihr sagen, sie solle nach Constantinopel kommen, und vollziehen ihre Hochzeit. Sie aber schrieb dem Kaiser einen schönen, beweglichen Brief, und bat ihn, sie im Kloster zu lassen. Da traten dem guten Kaiser die Thränen in die Augen, und

mochte er sie nicht dem Herrn entziehen, dem sie sich verlobt hatte. Bald darauf entschlief er, als er nach ihrem Willen die Güter der frommen Jungfrau vertheilt hatte. Eufrasia aber ward verherrlicht, und wandelte nach dem Willen Gottes.

Sie war fromm, arbeitsam, geduldig und fröhlich in dem Herrn, der sie berufen hatte. Sie reinigte die Kammern der Schwestern, trug das Wasser in die Küche, und unterzog sich aller Arbeit mit Vergnügen. Tapfer bekämpfte sie alle Versuchungen, betete und fastete aufs strengste, zu aller Schwestern Wohlgefallen, wie diese selbst. Da sprach die Aebtissin:

„Siehe, meine Tochter! Du hast im Streite begonnen, halte Dich ritterlich, damit Du als Ueberwinderin gekrönt werdest."

Sie aber nahm zu an Kräften und Schönheit mit den Jahren, und sah man ihrer Gestalt wohl an die Abkunft von Kaiserlichem Geblüte.

Als nun die Versuchung wieder begann, übte sie sich, Steine zu tragen von einem Platze auf den andern, dann besorgte sie das tägliche Brodbacken mit großem Eifer, und wunderten sich alle Schwestern über ihren Muth und ihren Gehor-

sam. Und der Geist Gottes kam über sie auf wunderbare, sichtbare Art, so, daß sie anfing Wunder zu thun, zum großen Erstaunen der Menschen. Auf ihr Gebet wurde ein Knabe gesund, den der Schlag gerührt hatte, und eine Besessene heilte sie im Namen des Herrn.

So lebte sie im heiligen Wandel über 30 Jahre, als der Aebtissin ein Traum wurde, der ihr anzeigte, Schwester Eufrasia werde nun bald die Krone des Siegs in der Wohnung der Seligen erhalten.

Ihr selbst wurde eben das angezeigt in einem Traume. Da sprach sie:

„Der Herr hat mich würdig gemacht, vor ihm zu erscheinen."

Darauf legte sie sich nieder, betete zum Herrn, sah hernieder schweben die heiligen Engel, erhob ihr Antlitz und verschied. Klagend beerdigten sie ihre Schwestern, zu ihr sich wünschend; und viele Wunder geschahen an ihrem Grabe.

Hildegund und Hildegard.

Als Kais

II. in Mis

te er sein

und ließ

nach Ital

Schanze u

Es wa

ihres Gesch

liche Jungf

res Herzens

gezogen,

schlecht ver

seph dam

Als sie

krankte ihr

*) Im J.

**) d. i.

geben.

Hildegund.

Als Kaiser Friedrich mit Papst Urban II. in Mißhelligkeiten gerathen war *), sendete er seine Kundschafter allenthalben hinaus, und ließ alle Straßen, die aus Deutschland nach Italien führten, wohlbesetzen, um seiner Schanze wohl zu gewahren **).

Es war aber zu jener Zeit Hildegund, ihres Geschlechts eine feine, wohlgestaltete adeliche Jungfrau, aus innerlichem Antriebe ihres Herzens, mit ihrem Vetter nach Palästina gezogen, hatte in Knappen-Kleider ihr Geschlecht verhüllt, und führte den Namen Joseph damals auf dem ganzen Wege.

Als sie aber nach Ptolomais kamen, erkrankte ihr lieber Vetter und starb daselbst. Da

*) Im J. 1186.

**) d. i. Um sich seines Vortheils nicht zu begeben.

wollte nun Hildegund ihre Reise weiter fortsetzen, wurde aber von einem treulosen Knechte all ihres Geldes und ihrer Kleider beraubt, der damit davon ging, und die Arme ihrem Schicksale überließ. —

So kam sie zu Jerusalem an, wo sie von einem ihrer Verwandten erkannt wurde, mit welchem sie die Rückreise in ihr Vaterland wieder antrat. Sie kamen auch glücklich nach Kölln, und lobten und prießen Gott für seinen Schutz auf ihrem langen, beschwerlichen Wege.

Es hatte aber damals das Stift einen Streit mit seinem Bischoffe, und wollten einen vertrauten Boten mit Briefen in dieser Sache nach Rom senden. Dazu wählten sie nun den raschen muntern Knappen Joseph, von dem sie wußten, daß er eine Jungfrau war. Dieser übernahm die Botschaft, und trat, in Pilgerkleidern, seine Reise nach Rom an.

Da gesellte sich zu ihr ein, seiner Angabe nach, rechtlicher Mann, der aber ein Dieb war. Dieser vertraute ihr seine Börse an, mit etlichen entwendeten Kleinodien, bis zu

einem gewissen Orte, wo er sie wieder abfordern wollte. Er wußte aber wohl, daß die Gerichtsdiener hinter ihm waren, und machte sich davon.

Diese nun kamen, hielten den unschuldigen Joseph an, und fanden bei ihm das geraubte Gut. Sie betheuerte umsonst ihre Unschuld, und wurde davon geführt. Da indessen aber auch der wirkliche Dieb eingezogen worden war, wußten die Richter nicht, wie sie die Unschuld erforschen sollten, und erkannten auf die Probe durchs glühende Eisen. Diese konnte der gottlose Betrüger nicht leisten, und wurde deshalb als Schuldiger zum Galgen geführt, und Hildegund freigesprochen.

Die Gesellen dieses Gottlosen aber, eben so ruchlos wie er, ergriffen die edle Jungfrau auf dem Wege, als sie nun weiter reisen wollte, banden sie, und hängten die Unschuldige statt des Bösewichts an den Galgen. Hier hing die Unglückliche lebend zwei Tage. Aber himmlische Geister erquickten ihr Herz mit Gesang und Saitenspiel, und brachten ihr auch die Botschaft, daß Agnes, ihre lieb-

liche Schwester, so eben dieser Welt entrückt, und in den Rosengarten des Paradieses eingetreten sey.

Darauf kamen die Hirten der Gegend und erlösten die Arme von ihren Banden, erschraken, sie lebend zu sehen, und entflohen. Alsobald erblickte Hildegund unfern einer Hecke ein schönes, wohlgeschmücktes Roß, welches sie freudig bestieg, und nach Rom eilte.

Hier nun, als sie einst betete, empfing sie ein himmlisches Gesicht, und die Offenbarung, sie werde nur zwei Jahre noch hienieden wallen, da ging sie zurück in ihr Vaterland, und nahm den Schleier im Kloster Schönau, wo sie ein stilles, eingezogenes, mit allen Tugenden geschmücktes Leben führte.

Ehe sie aber schied aus dieser Welt, profezeihte sie viele nachdenkliche *) Dinge, die da alle nach und nach in Erfüllung gingen.

*) Nebst einem ganzen Band Briefen hat man diese ihre Profezeihungen gedruckt. Sie hat sehr zierlich, und besonders der Geistlichkeit wegen, sehr nachdrücklich, selbst an den Papst geschrieben.

Hildegard.

Hildegard, Tochter des Herzogs Hildebrand von Schwaben, und der tugendsamen Rikarda von Andechs, wuchs auf bei ihrer Base, Talatina, geschmückt mit allen Reizen der Jugend, verständig und geliebt von jedermann. So sah sie Karl der Große und bot der edlen Jungfrau seine Hand, und erkohr sie zu seiner Gemalin.

Aber er mußte ausziehen gegen die Sachsen, und ließ seine schöne Ehegenossin im Schutze seines Stiefbruders Taland, der von der Schönheit der lieblichen Frau entzückt, seinen glühenden Leidenschaften nicht mehr gebieten konnte. Er gestand ihr dieselben, und ließ weder durch Bitten noch Drohung sich bewegen, seiner Heftigkeit zu entsagen. Erhören sollte sie ihn, oder sterben.

In der größten Angst ihres Herzens führte Hildegard den Ungestümen in ihr Kabinet, verweilte an der Thür, und schloß, ehe er sich

dessen versah, dieselbe schnell hinter ihm. Wüthend und tobend versuchte es Taland vergebens, das Schloß zu sprengen, und vermochte es nicht. Bittend mußte er versprechen, sich in Zukunft edler zu benehmen, und wurde erst dann seiner Haft entlassen.

Und siehe da, als nun K. Karl wieder kam zu seiner Burg, und seinen Bruder ganz entstellt fand (dahin hatte seine ungestüme Leidenschaft ihn gebracht), fragte er theilnehmend: „Was ist dir, lieber Bruder?"

Da klagte dieser Bösewicht die tugendhafte Frau der größten Laster an, und heuchelte, wie sie selbst ihn habe verleiten wollen, seines Bruders Ehre in sträflicher Umarmung zu kränken.

Alsobald ergrimmte Karl, und befahl, sein vermeintes treuloses Ehegemal in's Wasser zu stürzen. Dies hinterbrachte ein treuer Diener der Unschuldigen, welche ihres Gemals zorniges Gemüth kannte, und zu einem benachbarten Fürsten, ihrem Anver-

wandten, entfloh. Da lebte sie still und geschützt, und meinte ihr Gemal, sie sey todt.

Es geschah aber, daß derselbe einst ausritt zur Jagd, vorbei an dem Schlosse, wo Hildegard verborgen war, und ihrer gewahr wurde, als sie am Fenster stand. Da ergrimmte er hoch, und befahl, die Unglück-liche sogleich tief in den Wald zu führen, ihr die Augen auszustechen, und ihren Körper in's Wasser zu stürzen.

Alsobald ergriffen sie die Knechte des zor-nigen Gemals, und führten sie tief hinein in den wild verwachsenen Finsterwald. Hier banden sie ihr die Hände, und bereiteten sich, das böse Werk zu vollziehen.

Aber siehe da! es zog vorüber ein edler Ritter, genannt von Freudenfeld, jagte die Mordknechte davon, und befreite die edle, unschuldige Frau. Jene stachen einem Hunde die Augen aus, und brachten sie dem Könige als die Augen seiner Gemalin.

Hildegard belohnte ihren Retter mit einem schönen Ringe, und wurde von ihm

geleitet zu dem Schlosse eines ihrer Freunde, wo sie einige Wochen lebte, und dann mit ihrer Freundin Rosina von Pottmann als Pilgerin nach Rom wallfahrtete.

Als sie dort ankamen, bezogen sie ein kleines Haus, lebten still, und suchten in der Gegend um die Stadt Kräuter zusammen. Aus diesen bereiteten sie köstliche Salben und Arzeneien, und halfen mit Gottes Hülfe vielen armen Kranken. Das verbreitete ihren Ruhm in der ganzen Gegend.

Wie nun aber, so Gott es will, in der Welt sich alles wunderbar schicken muß, so geschah es auch jetzt, daß K. Karl nach Rom kam, und mit sich brachte seinen bösen Bruder Taland, der war auf beiden Augen blind geworden, und seine Glieder waren überzogen mit einem bösen Aussatze.

Da nun der König seinem Bruder geholfen wissen wollte, fragte er nach einem berühmten Arzte. So wurde also gebracht Taland in das Haus, welches Hildegard bewohnte.

Dessen erschrak die Gute anfangs gar sehr, nahm aber ihren Muth zusammen und versuchte, die Kraft ihrer Wissenschaft auch an ihrem Todfeinde zu probiren, zur Ehre Gottes, der diese Kenntnisse ihr geschenkt und verliehen hatte. Und siehe da, das gelang! Der Aussätzige wurde rein, und erlangte sein Gesicht wieder.

Darüber verwundert und hoch erfreut, wünschte der Papst und der König den Wundarzt selbst kennen zu lernen, den sie zu sich kommen ließen. Als aber der König, ihn zu hren und zu belohnen, ihm eine goldene Kette überhängen und damit ihn schmücken wollte, erkannte er nicht ohne Erstaunen sein erstoßenes Ehegemal.

Taland, gerührt und erschrocken, bennte seine Schuld, und der König fiel seir geliebten, unschuldigen Gemalin um den als, küßte sie tausendmal, und bat sie, m seine Grausamkeit zu verzeihen. Sie rzieh, und der heilige Vater ertheilte den glücklich Wiedervereinten seinen apostoli=

lischen Segen. Hildegard aber lobte den Herrn, und erbaute zum Preise seines Namens das herrliche Kloster zu Kempten, wie wir lesen in den alten Geschichten.

Margaretha von Provence.

Glänzend
Raimun
schaften sch
lichkeiten
seligkeiten
ner Zeit v
war Dichte

Sorgfäl
retha erzie
sorgsam gep
desselben die
zeigte sich i
die in der
welche über
wuchs sie en
am Geiste,

Ueberall
der Dichter i
selbst sang so

Glänzend war der Hof des reichen Grafen Raimund von Provence, der Wissen-schaften schätzte, Künste ehrte, und die Erfreu-ichkeiten des menschlichen Lebens zu dem Glück-eligkeiten desselben rechnete. Die Dichter sei-ıer Zeit verherrlichten sein Lob, und er selbst ›ar Dichter.

Sorgfältig ließ er seine Tochter Marga-etha erziehen, in der jeder schöne Keim so rgsam gepflegt wurde, daß die Entwickelung esselben die herrlichste Freude gewährte. Früh igte sich in ihr jene gläubige Frömmigkeit, e in der Folge ihres Lebens ihr alle Leiden, elche über sie kamen, ertragen half. So uchs sie empor, schön am Körper, herrlich n Geiste, bewundert und geliebt.

Ueberall umtönten sie die lieblichen Lieder r Dichter ihres sanften Vaterlandes, und sie bst sang so manches zärtliche Lied. Noch

singt man das eine in jenen herrlichen Gegenden. Wir kennen nur den Anfang desselben:

Jung ist mein Leben,
heiter der Himmel;
Blumen im Garten,
duften so schön ꝛc. ꝛc.

Friedlich verflossen die Tage ihres Lebens in lieblichen Träumen, still und ohne Anspruch wandelte die schöne Jungfrau dahin, ohne Sehnsucht, ohne Wünsche, alles hoffend und nichts begehrend.

So waren funfzehn Lenze ihr aufgeblüht, als Gesandte von König Ludwig IX. von Frankreich, nachher genannt der Heilige, der damals in's achtzehnte Jahr seines Lebens getreten war, an den Hof ihres Vaters kamen, für ihn zu werben um die Hand seiner schönen Tochter. Der Vater gab seine Einwilligung, die Tochter ihr sanftes Ja, jungfräulich erröthend.

Staatsklug hatte die Königin Blanka, Ludwigs Mutter, für ihren Sohn diese Braut gewählt. Sie war die älteste Tochter, Erbin der schönen Provence, und hatte keine Brüder.

Feierlich ging die Verlobung vor sich *), und im Jahr darauf wurde die Vermälung feierlich vollzogen. Mit Jubel und Entzücken wurde die schöne Braut empfangen, der Bräutigam ging ihr entgegen und sie reichte ihm einen Ring mit einer Devise **), die der König fortan zu der seinigen erkohr.

Die Neuvermälten liebten sich mit der innigsten Zärtlichkeit. Politik hatte ihre Hände, Liebe ihre Herzen vereint. Beide schienen für einander geboren, jung, geistreich, verständig und edel in ihren Gesinnungen. Was brauchten sie mehr, um glücklich zu seyn?

Die Königin Mutter regierte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, und mochte dieser Herrschaft nicht gern entsagen ***). Sie

*) Im J. 1234.

**) Der Reif des Ringes bestand aus Gänseblümchen und Lilien (Marguerite et Lys), sinnig gewählt als Anspielung auf die Namen des Brautpaars, und der Stein desselben, ein Saphir mit einem Kreuze, trug die Inschrift: Hors cet anel, pourrions trouver Amour. Menestrier La devise du Roi justifiée. p. 71. Mémoires et Anecdotes de France. (Amsterd. 1765.) T. II. p. 157.

***) Die Leserinnen sollen sie in einer kurzen Er-

behauptete den Einfluß auf ihren Sohn fortdauernd, und so wie sie selbst war, wollte sie auch andere wissen. Deshalb hielt sie die jungen Eheleute entfernt von einander, und erlaubte ihnen nur selten sich, und nie ohne Zeugen, zu sehen. Heimlich besuchte Ludwig seine Gemalin, und treue Diener mußten Zeichen geben, wenn die Annäherung der Königin zu fürchten war.

Einst, als Margaretha sehr krank war und Ludwig theilnehmend an ihrem Bette saß, trat die Königin zu schnell herbei, und er hatte kaum Zeit, hinter einen Schirm sich zu verbergen. Da gewahrte ihn die Mutter, und ergriff seine Hand, ihn aus dem Zimmer zu führen. Weinend rief die bestürzte Gattin aus: „So wollt Ihr mir denn im Leben und Sterben meines Herrn Anblick entziehen?" und fiel in Ohnmacht. Ludwig stürzte zurück an ihr Lager, umarmte sie küssend, rufte sie so wieder in's Leben zurück, und ließ sich nicht von ihr trennen.

zählung ihrer Lebens- und Regierungsjahre näher kennen lernen.

Bald darauf fiel Ludwig in eine tödliche Krankheit, und alle verzweifelten an seinem Leben. Da that er das Gelübd, zu fechten ge-
gen die Ungläubigen, würde er gesund wieder
ufstehen vom Lager. Er genas, und nahm
as Kreuz.

Seine Frömmigkeit trieb ihn mit vielen tau-
nd anderen ins gelobte Land. Als christlicher
Held wollte er die leidende Christenheit vom
Joche der Heiden befreien. Umsonst bat seine
Mutter ihn zu bleiben, und wollte mit Golde
ei'm Papste die Lösung seines Gelübdes er-
ufen, der König blieb seinem Worte treu,
bergab ihr die Regierung, und schiffte sich mit
elen Begleitern und Soldaten ein *). Wie
nnte Margaretha ohne ihn seyn? Sie
lgte ihrem geliebten Gemal.

Als die Kreuzfahrer die Insel Cypern er-
icht hatten, sahen sie sich genöthiget, daselbst
überwintern. Im folgenden Jahre brachen
aber auf **), und es wurde beschlossen, den

*) 1248.

**) 1249. Die Flotte war zahlreich und bestand aus 1800 großen und kleinen, mit 50,000 M. besetzten Schiffen. Joinville Histoire et

Krieg in Aegypten zu eröffnen. Weil aber die Gesetze der Ehre der Ritterschaft und der Religion den Angriff eines Feindes ohne vorhergegangene Erklärung nicht erlaubten, so forderte auch jetzt Ludwig den Sultan von Aegypten, Nodgemeddin Ayub, mit dem Beinamen Saleh, in einem Schreiben zum Kriege auf. In demselben hieß es: Der Sultan solle dem Kreuze Christi diejenige Pflicht erweisen, die alle Menschen demselben schuldig wären, oder die Verwüstung seines Landes zu gewärtigen. Der Sultan war eben krank, als er das Schreiben empfing. Mit einem edlen Stolze sagte er blos zu dem Gesandten: „Dein Herr soll kommen;" und ließ ihn von sich.

Nach einem schrecklichen Sturme kam die Flotte bei Damiette an. Der Sultan erwartete mit seiner ganzen Macht auf der Küste den Angriff, und bei einem Ausfluß des Nils, durch welchen man an Damiette hinanfuhr, war seine ganze Seemacht sichtbar. Die Franken landeten, schlugen die Muhamedaner, und nahmen Damiette.

Cronique du très chretien Roy Sainct Loys IX. du nom, Roy de France. Paris, 1508.

Am ersten Sonntag nach dem Trinitatis-
feste hielt Ludwig mit bloßen Füßen und ent-
blößtem Haupte, in Prozession, in Begleitung
seiner Brüder, seiner Gemalin, des Königs
von Cypern, des päpstlichen Legaten, vieler Bi-
schöffe und seiner Ritter, seinen feierlichen Ein-
zug in die eroberte Stadt, und in einer jetzt der
heiligen Jungfrau gewidmeten Moschee wur-
e das Te Deum gesungen.

Darauf ging der König auf Kairo los.
Es kam zu einer mörderischen Schlacht, und
ie Franken unterlagen. Der König selbst und
ine beiden Brüder, viele Ritter und Edle,
nd 10,000 Soldaten wurden gefangen genom-
en *). Nach vielen Unterhandlungen erhiel-
n endlich alle ihre Freiheit wieder, aber Lud-
ig mußte Damiette räumen, 800,000
yzantiner **) bezahlen und einen Waffen-
llstand auf 10 Jahre unterzeichnen.

Unterdessen lagen die Saracenen vor Da-
iette, belagerten und bestürmten die Stadt,
lche Jakob de Brienne mit großer Ta-

) 1250.

*) Ungefähr 1000 Mark Silber.

pferkeit vertheidigte. Die Königin war ihrer Entbindung nahe und in einer sehr ängstlichen Lage. Sie verlangte, daß ein alter 80jähriger Ritter neben ihr wohnen sollte, und als dieser kam, knieete sie vor ihm nieder, und sprach:

„Herr Ritter! Euere große Treu und Unerschrockenheit ist mir wohl bekannt, auch Euere adelichen Sitten und Höflichkeiten gegen Frauen kenne ich; so erwarte ich denn, Ihr werdet mir gewähren meine Bitte und eine Gabe. Und ich werde nicht wieder aufstehen von dieser Stelle, bis Ihr mir solche bewilliget habt."

„Nun wohl dann, — antwortete der Ritter, indem er ihr die Hand reichte; — ich gebe Euch, edle Frau! mein ritterliches Wort."

„Wohlan! — fuhr die Königin fort; — so verlange ich denn von Euch, mich, die Gemalin Euers Königs und Herrn nicht lebendig in die Hände der Heiden *) fallen zu lassen, sondern mir, wenn Damiette genommen ist, den Kopf abzuschlagen."

„Ja, edle Frau! — erwiederte der ritter-

*) So wurden damals die Muselmänner von den Christen genannt.

liche alte Ehrenmann; — das will ich thun. Ich habe schon selbst daran gedacht; ich billige Euern Entschluß."

Nun wurde die Königin ruhig und befahl Gott ihr Schicksal.

Wenige Tage darauf gebar sie einen Sohn, der im Bezug auf ihre traurige Lage in der Taufe den Namen Tristan erhielt.

Die Besatzung der Stadt bestand mehrentheils aus fremden Soldaten, die des Fechtens überdrüßig waren, und dieselbe verlassen wollten. Dies erfuhr Margaretha wenig Stunden nach ihrer Entbindung, und mit wahrer Geistesgegenwart ließ sie die Anführer der Aufrührer in ihr Zimmer kommen, und redete sie an:

„Um Gottes und aller Heiligen willen, gute Männer! verlaßt diese Stadt nicht. Was soll us dem Könige, aus seinen edlen Waffenbrüern, was soll aus so vielen unglücklichen Chrien, Euern Brüdern, werden, wenn Ihr ihnen icht diese Stadt bewahren und schützen wollt? iese Flucht wird sie und Euch zugleich vernichten. nd wohin wollt Ihr fliehen, wohin Euch wenn? Ueberall seyd Ihr in Gefahr, in die Hände

Euerer Feinde zu fallen, und in schändliche Sklaverei geführt zu werden. Bleibt Ihr aber und helft die Stadt vertheidigen, so erringt Ihr Euch und uns den Frieden. Fürchtet Ihr den Tod? Ihr sterbt als Streiter Christi, wie es wackern Kreuzfahrern geziemt."

Als die Königin merkte, daß diese Worte nicht ganz den berechneten Erfolg hatten *), fuhr sie fort:

„Vergeßt nicht, was Ihr dem König schuldig seyd, und seyd nicht fühllos bei den Leiden einer armen unbeschützten Frau, und bei dem Anblick eines armen Geschöpfs, das erst vor wenig Stunden das Licht der Welt erblickt hat, und nicht ahndet, welche Gefahren ihm drohen."

Da wurden die Krieger gerührt, und sie versprachen zu bleiben, wenn sie ihnen Lebensmittel verschaffen könnte. Margaretha ließ ihre Kostbarkeiten und ihren Schmuck verkaufen, kaufte Lebensmittel dafür, und erhielt ihrem Gemale und dem Heere die Stadt.

Als nun endlich die Stadt, nach abgeschlossenem Frieden, den Muselmännern wieder gege-

*) Anecdotes des Reines et Regentes de France. T. II. p. 163.

ben werden sollte, schiffte sich die Königin ein, und ging nach Akre, wo sie in die Arme ihres Gemals eilte.

Indessen hatten die Saracenen ihren Sultan ermordet, und sendeten nicht alle gefangene Christen zurück. Dies erklärte Ludwig als Friedensbruch, und es kam von neuem zum Kriege.

Zu Jafa in Syrien wurde die Königin zum zweitenmale Mutter *), als kurz darauf der König die Nachricht von dem Tode seiner Mutter erhielt. Demungeachtet verweilte er noch ein ganzes Jahr in Palästina, ernannte Gottfried de Sargines zum Befehlshaber der Truppen, und schiffte sich nach Frankreich ein.

Nach einer gefahrvollen Seereise kamen sie endlich **) in Frankreich an. Ludwig übernahm die Regierung und nahm sich derselben mit großer Thätigkeit an, Margaretha aber sorgte für die Armen und erbauete Hospitäler und Klöster. Diese Wohlthätigkeit begünstigte ihr Gemal mit tausend Freuden, ja er

*) 1252.
**) Im Julius 1254.

bekam sogar Lust, selbst ein Mönch zu werden und seine Krone niederzulegen *), wovon jedoch Margaretha ihn klüglich abhielt.

Aber der Idee, den Ungläubigen das heilige Land zu entreißen, konnte er nicht entsagen. Er beschloß daher einen zweiten Kreuzzug, machte sein Testament, setzte einen Reichsverweser, und ging **) in Begleitung seines Sohnes Tristan, und vieler Edlen und Ritter und einer starken Macht zu Schiffe.

Ein heftiger Sturm verschlug die Armada an die Insel Sardinien, wo dieselbe überwintern mußte. Dann aber landete er an der Afrikanischen Küste, bemächtigte sich der Stadt Karthago, und belagerte Tunis.

Eine fürchterliche Pest aber schwang ihre giftathmenden Fittige über das Heer. Tausende starben dahin, des Königs Sohn, und endlich der König selbst. Er lag auf einem mit Asche bestreuten Lager, die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, die Augen gen Himmel

*) 1255.

**) 1270.

gerichtet. Seine letzten Worte waren die des Königs David:

„Herr! ich will in Dein Haus gehen, in Deinem heiligen Tempel will ich anbeten und Deinen Namen verherrlichen."

Die Gebeine des Königs führte sein Sohn nd Nachfolger Philipp nach Frankreich, nd beerdigte dieselben zu St. Denys.

Ludwig war ein Prinz von dem seltsam-en Charakter, der in der Geschichte gefunden ird. Er vereinigte mit dem Aberglauben ei-es Mönchs allen Muth und die Seelengröße s größten Helden; und was man noch für ßerordentlicher halten möchte, die Gerechtig-it und Aufrichtigkeit des uneigennützigsten atrioten, nebst der Sanftmuth und Mensch-hkeit des vollkommensten Philosophen.

Als Margaretha den Tod ihres Ge-als und Sohnes vernahm, begab sie sich so-ich in die Einsamkeit, und zog sich zurück n der Welt und ihren Freuden. Religions-ungen, Wartung der Kranken, Verpflegung glücklicher Waisen, waren ihre Unterhaltun-ı und Beschäftigungen. Einige Jahre vor em Tode begab sie sich, nebst ihrer Tochter

Blanka, in das von ihr gestiftete Klaren=Kloster zu Paris, wo sie auch 1296 starb, beklagt und beweint von allen, die ihre schöne Seele kannten. Ein alter deutscher Dichter hat ihr die Grabschrift gesetzt:

Hier liegt das Blümlein in der Erde,
Damit es dort ein Sternlein werde.

Katharina Medicis.

Katharina

des Herzogs von

cis, und seiner

der das Haus A

König Heinri

— sagt Vari

unvergleichlichen

res Gesichts ve

keit desselben. D

übertraf sie an M

haftigkeit ihrer

Sie änderte die

rem Vortheile.

schien, sie war li

schöne Füße, tru

damals erst aufka

um ihre Beine se

*) Sie war zu

boren.

**) Hist. de Hen

Katharina Medicis, einzige Tochter*) des Herzogs von Urbino, Lorenzo Medicis, und seiner Gemalin Magdalena, mit der das Haus Auvergne ausstarb, Gemalin König Heinrichs II. von Frankreich, „war — sagt Varillas**), — eine Dame von unvergleichlichem Wuchs, und die Majestät ihres Gesichts verringerte nicht die Freundlichkeit desselben. Die schönsten Weiber ihrer Zeit übertraf sie an Weiße der Haut, und die Lebhaftigkeit ihrer Augen war ungemein groß. Sie änderte die Kleidung oft, und stets zu ihrem Vortheile. In welcher Tracht sie auch erschien, sie war liebenswürdig. Sie hatte sehr schöne Füße, trug die seidenen Strümpfe (die damals erst aufkamen) straff angezogen, und um ihre Beine sehen zu lassen, führte sie die

*) Sie war zu Florenz den 15. April 1519 geboren.

**) Hist. de Henry II. L. I. p. 36.

Mode ein, bei'm Reiten auf Zeltern *) das Bein auf den Sattelknopf zu legen. Sonst ritten die Damen damals in Steigbügeln. Immer erfand sie neue Moden, die sehr geschmackvoll und reizend waren. Die Weiber ihres Gefolges waren stets äußerst elegant gekleidet, und ihr Aufzug war imponirend prächtig. Uebrigens mußte man beinahe glauben, es habe die Natur sich ein Vergnügen daraus gemacht, ihr zugleich alle Laster und Tugenden ihrer Ahnen zu schenken. Sie liebte das Geld, die Pracht, ohne geitzig zu seyn, und war sehr staatsklug. Aber freigebig gegen Gelehrte und Künstler war sie nicht. Feste und Lustbarkeiten behagten ihr, allein sie sah dabei sehr darauf, daß dieselben nicht allzuviel kosteten."

Eben feierte sie ihren vierzehnten Geburtstag, als ihr Groß-Onkel, Papst Klemens VI., sie mit dem Herzog Heinrich von Orleans vermälte. Zu Marseille wurde das Beilager gefeiert, welches König Franz I. und der Papst selbst durch ihre Gegenwart verherrlichten.

---

*) Schimmel.

Ihre Schönheit erhob sie zur Zierde des Hofes. Dennoch scheint es nicht, daß ihr Gemal sie sogar zärtlich geliebt habe, da derselbe der Duchesse Valentinois *) gar zu auffallend zärtlich den Hof machte.

Katharina ertrug dieses mit einer Geduld, deren nur eine Italienerin fähig seyn konnte. Sie verdoppelte ihre Dienstfertigkeit, Gefälligkeit und Zärtlichkeit gegen ihren Gemal in eben dem Grade, als er derselben zu entgehen suchte, und brachte es nach zehn Jahren Geduld und Beharrlichkeit doch endlich dahin, ihren Endzweck zu erreichen. Zwar wollte ihr Gemal nichts unversucht lassen, wieder von ihr geschieden zu werden, was aber nicht gelingen wollte. Sie hatte den römischen Hof auf ihrer Seite, und der König war ihr sehr gewogen, weil sie seinem Geschmacke und seiner Denkungsart ganz ungemein zu schmeicheln wußte. Er, der immer, sogar im Beiseyn der Damen, von Staatssachen und vom Kriege zu reden pflegte, fand in ihr eine so staatskluge

*) Bekannter noch unter dem Namen Diana de Poitiers.

junge Frau, wie er nur eine sich wünschen konnte.

Sogar den zuweilen spöttischen Uebermuth ihrer Nebenbuhlerin wußte sie mit ungemeiner Geduld und Klugheit zu ertragen, was dem ganzen Hofe gar nicht verborgen bleiben konnte. Freundlich sagte sie ihr oft die schönsten Dinge von der Welt, besonders über ihren Geschmack im Anzuge, worüber sie sich so gern loben hörte, bei welcher Gelegenheit Diana einst erwiederte.

„In der That, Euer Beifall muß mir schmeicheln! Denn wer bei Hofe versteht sich wohl besser auf so etwas, als Ihr?"

„Ach! — lächelte die Königin; — ich verstehe mancherlei; es hilft mir aber nichts."

Ihr Gemal sah ein wenig betroffen vor sich nieder, sie aber fuhr fort:

„Ich mache zum Zeitvertreib, und damit die Langeweile mich nicht allzusehr quälen und ihr Recht über mich behaupten soll, Blumen, und daß sie nicht ganz schlecht sind, sollt Ihr sehen, ich werde Euch nächstens eine Rose und meinem Gemal ein Vergißmeinnicht schicken; beide, wie gesagt, aus eigener Fabrik."

„Schön! schön!“ — rief Diana, und reichte dem Herzogel ihren Arm, der nun ganz verlegen seine Gemalin fragte:

„Ihr habt das Blumenmachen aber doch gelernt?“

„Im Kloster, ein wenig;“ — erwiederte diese.

„Ah so!“

„Ein Jahr vor unserer Vermälung; und nun habe ich es wieder hervorgesucht. Vielleicht macht es Euch Freude, mich doch nicht so ganz müßig zu wissen.“

Sie wendete sich zu ihren Damen und der Herzog folgte seiner Geliebten. — Man sieht, wie die tiefste Verstellung der sprechendeste Zug ihres Charakters war. Dabei war sie äußerst gefällig und zuvorkommend, sprach wenig, aber dieses Wenige sehr bestimmt, und wurde sie um ihre Meinung gefragt, sagte sie dieselbe mit großem Nachdrucke. Von der Gründlichkeit ihrer Sentiments ganz bezaubert, rief der König einst aus:

„Ihr seyd geboren, um zu regieren!“

Beiläufig einige Worte von der Geliebten ihres Gemals:

Diana von Poitiers, nachherige Duchesse Valentinois, die Tochter eines Grafen St. Vallier, war schon bei Jahren, als der junge König sie zu seiner Geliebten erkohr. Ihre Zeitgenossen schrieben dieses auf Rechnung ihrer Zauberkünste. Mezerai sagt deshalb *): „So wie ihre Jahre die schönsten Züge ihres Gesichts verlöschten, vermehrten sich die Annehmlichkeiten ihres Verstandes, so daß sie, schon 40 Jahre alt, sich zur Beherrscherin des Herzens eines jungen Königs machen konnte. Da hieß es denn, dies könne ohne Zauberei nicht zugegangen seyn, und die dem Volke verhaßte Favoritin habe den Souverain durch Liebestränke an sich gezogen. Es war in der That zum Erbarmen, einen jungen Prinzen zu sehen, dessen Blicke sich von den Runzeln seiner Schönen fesseln lassen konnten, verliebt in einen ergrauenden Kopf, entzückt von den matten Blicken halberstorbener, zuweilen triefender Augen, doch braucht man dabei keiner Zauberei zu gedenken, denn es konnte dennoch alles ganz natürlich zugehen." — Der alte galante

*) Hist. de France. T. II. p. 1058.

Hofmann Brantome hingegen *) sagt ganz unbefangen mit aller Naivetät der Wahrheit: „Ich habe die Duchesse Valentinois in ihrem 70sten Jahre eben so liebenswürdig, als in einem 30jährigen Alter gesehen. Noch ein halbes Jahr zuvor, ehe sie starb, war sie noch so schön, daß ihre Schönheit das unempfindlichste Herz gerührt haben würde. Sie saß damals, ungeachtet sie kurz vorher den Schenkel zerbrochen hatte, jetzt doch noch so gerade und edel zu Rosse, als je. Sie war vollkommen schön; besonders hatte sie eine blendende Lilienweiße, und nie hat sie sich geschminkt. Ist es nicht Schade, daß solch einen Körper die Erde bedeckt?"

Wie dem nun seyn mag, in ihrer Jugend muß sie schön gewesen seyn, denn ihre Schönheit rettete, als sie weinend dem König Franz I. zu Fuße fiel, ihrem Vater, der als ein Verschworner mit hingerichtet werden sollte, das Leben. Jedoch versteht es sich, daß die Tochter den Wohlthäter schadlos hielt, der sie dann

*) Mémoires des Dames galantes. T. II. p. 228.

vermälte. Mutter einiger Töchter, wurde sie darauf die Geliebte des Sohnes, der nach seines Vaters Tode den Thron bestieg *). Diesen leitete und regierte sie unumschränkt. Die Besetzungen der Aemter und Hofstellen, alle Gnadenbezeigungen und Geschäfte gingen durch ihre Hände, und dieser günstigen Gelegenheiten bediente sie sich so glücklich, daß sie sich dadurch ein großes Vermögen erwarb.

Weder vom Hofe, noch von dem Volke, noch von der Königin wurde sie geliebt. Diese aber wußte sich so wohl zu verstellen, daß man nie darüber eine laute Aeußerung von ihr hörte. Der Marschall Tavannes nahte sich einst der Königin, sie und ihre Lage beklagend, und setzte mit der ihm eigenen Treuherzigkeit und Lebhaftigkeit hinzu: „So ist es. Die Duchesse Valentinois taugt nichts, und die Liebschaft mit dem Könige muß und soll sich enden."

„Wirklich?" — lächelte Katharina.

„Ganz gewiß, gnädigste Frau!"

„Und wie?"

„Auf eine ganz natürliche Art."

---

*) Im J. 1547.

„Die wäre?“

„Ich schneide der Duchesse die Nase ab.“

„Marschall! Was sagt Ihr? Bedenkt es! Würde dies nicht Euer Untergang seyn?“

„Es wird mir sehr angenehm seyn, umzukommen, wenn ich durch meinen Tod das Laster, das Unglück des Königs, das Verderben der Krone Frankreich ersticken kann.“

„Marschall! keine Uebereilung. Greift dem Himmel nicht vor. Er kennt allein die rechte Zeit, und sie wird kommen. Seyd ruhig! Seht Ihr nicht, wie ruhig ich bin?“

„Ihr?“

Die Königin verließ ihn, und Diana behielt ihre Nase.

Da Katharina wenig (wenigstens so oft nicht, als sie es wünschte) um ihren Gemal seyn konnte, so war sie destomehr um seinen Vater. Ritt Franz I. spazieren, so setzte sie sich der Gewohnheit nach an der Spitze ihrer Damen auf ihren Zelter und leistete ihm Gesellschaft. Da der König ein großer Jagdliebhaber war, bemühte sich Katharina sehr, das Jägerhandwerk zu erlernen, und wurde endlich eine unermüdete Jägerin. Sie strich mit einem Muth und ei-

ner beharrlichen Geschicklichkeit in den Wäldern umher, die allgemein bewundert wurde.

Der Hof war in Faktionen getheilt. Die eine Parthie desselben hielt es für ihr Interesse, sich für die Geliebte des Königs, die Marquise Estampes, zu erklären, die andere stand auf der Seite der Favoritin des Dauphins, der belobten Diana. Für die eine derselben suchte man Katharinen zu gewinnen, aber vergebens. Mit großer Klugheit betrug sie sich so vorsichtig und behutsam, daß sie sogar das Wohlwollen beider Feindinnen, die sich persönlich haßten, zu gewinnen wußte.

Nach dem Ableben König Franz I. wurde sie zu St. Denys zur Königin gekrönt*), doch führte sie nur diesen Titel und Diana war eigentliche Königin. Obgleich der Ehrgeitz in ihr schrecklich wüthete, beklagte sie sich doch gegen keinen Menschen, vielmehr stellte sie sich sehr vergnügt über das Ansehen und die Größe der Königlichen Favoritin, und schränkte alle ihre Sorge auf die Erziehung ihrer Kinder ein. Ihr Gemal konnte, ungeachtet seiner ehelichen

*) Den 12. Jun. 1540.

Treulosigkeiten, ihrem klugen und vernünftigen Betragen seine Hochachtung nicht versagen. Ja, er sagte von ihr einst gegen den uns schon bekannten Marschall Tavannes, indem er auf seine Gemalin zeigte:

„Das ist die Frau, wie sie seyn soll."

„In der That, Sire! — antwortete der Marschall; — das thun ihr wenige nach. Aber sie ist sehr klug."

Gewöhnlich brachte der König täglich vor der Mittagstafel zwei Stunden bei ihr zu (was der Hof die Mittagsruhe zu nennen pflegte), und als er nach Lothringen ging *), ließ er sie zur Regentin des Königreichs ernennen.

So hielt sich die Königin mit Anstand und Würde, bis ihr Gemal bei einem Lustturnier, als er gegen Montgommeri eine Lanze brach, von einem Splitter so hart am Auge verwundet wurde **), daß er eilf Tage darauf

*) Im J. 1552.

**) Das Turnier wurde zur Feier des Beilagers der Königlichen Prinzessin mit Philibert von Savoien 1559 mit großem Glanze gegeben. Lodoviko Gauriko, Mathematikus Papst Pauls III.,

starb. Nun aber trat Katharina hervor, nahm die Maske ab, und zeigte sich, wie sie war. Doch die Guisen, die Montmorenci's und die Prinzen von Geblüte standen ihr nur allzusehr im Wege, um ihr Ziel zu erreichen. Da es ihr nun nicht möglich war, alle diese Partheien und mit einem Stoße zu Boden zu werfen, so nahm sie selbst die der Guisen, als der stärksten, jedoch fest entschlossen, diese auch aufzuopfern, sobald es gehen wollte.

Sie hatte die Klugheit, sich nicht an ihrer Nebenbuhlerin Diana zu rächen. Dadurch brachte sie alle Hofleute, die dieser ihr Glück zu verdanken hatten, auf ihre Seite. Diana selbst bezeigte sich bei dem Tode des Königs sehr standhaft. Kaum wurde er gefährlich krank, als ihr befohlen wurde, da der König jetzt an etwas anderes als an sie zu denken habe, sich unverzüglich aus dem Pallaste und nach Paris in ihr Palais zu begeben. Dies that sie sogleich. Man forderte ihr darauf einige Ringe und Edelsteine ab, welche zur Krone gehörten. Sie fragte den Abgeordneten:

soll dieses Ereigniß dem Könige vorher prophezeiht haben.

„Ist der König todt?“

„Noch nicht, — antwortete dieser; — aber er kann nicht lange mehr leben. Sein Ende ist sehr nahe.“

„So lange er nur noch einen Finger breit zu leben hat, sollen meine Feinde wissen, daß ich sie nicht im geringsten fürchte; — erwiederte sie. — Und so lange der König lebt, respektire ich keinen Befehl, als den seinigen. Stirbt er, so weiß ich auch zu sterben. Dies ist meine Erklärung.“

Der König starb, aber Diana zog doch das Leben dem Tode vor. Sie mußte die Kleinodien und den Schlüssel zu des Königs Kabinette abgeben, und begab sich auf ihre Güter und bezog ihr Landhaus zu Anet. Vorher aber mußte sie der Königin ihr prächtiges Haus Chenonceaux an der Cher abtreten.

Katharina ging darauf planmäßig zu Werke, um die Parthei der Guisen zu schwächen, und schenkte dem Duc de Montpensier einen Theil von den Bourbonischen Besitzungen, und wußte auch den Prinzen Roche-Guion für ihr Interesse zu gewinnen. Dem König von Navarra ließ sie die Versicherung ge-

ben, man werde Spanien zu zwingen wissen, die ihm entrissenen Besitzungen zurückzugeben; heimlich aber ließ sie sich zu eben dieser Zeit so tief herab, Philipp II. um Schutz für Frankreich und für sich anzusprechen, da sie befürchtete, als eine Ausländerin wieder heimgeschickt zu werden. Dieser Schutz wurde ihr auch von dem Könige zugesichert. Aber troß demselben suchten die Kalvinisten in einer im J. 1560 öffentlich erschienenen Schrift zu beweisen: „Eine Frau könne keinen Antheil an der Regierung haben, ohne daß die alten Grundsätze des Staats verletzt würden.“

Gleichwohl war sie, wenigstens damals nicht, keine Feindin derselben. Ja, man behauptete, sie sey blos dem Aeußerlichen nach eine Katholikin gewesen, und habe zu ihren größten Vertrauten die eifrigsten Hugonotten gehabt. Als ihr Gemal noch lebte (der alle Neuerungen durchaus nicht leiden konnte und dieselben haßte), soll sie den Schlachtopfern der kalvinistischen Religion Trost zugesprochen und gar kein Geheimniß daraus gemacht haben, daß sie Marats Psalmen sänge. Alle Protestanten glaubten, sie sey von ihrer Religion, aber sie

war die Verstellung selbst, und ihre Staatsmaximen waren unergründlich. Dies Benehmen aber machte sie endlich beiden Partheien verdächtig, und als die Amboiser Verschwörung ausbrach, hätten die Kalvinisten sie beinahe nicht viel besser als die Guisen geschont.

Diese Guisen bemeisterten sich endlich der höchsten Gewalt. Katharina aber sich des Ansehens zu bemächtigen, und desto sicherer über Herz und Verstand ihres Sohnes zu herrschen und gebieten zu können, brachte ihn von Paris nach St. Germain. Doch diese Vorsichtsmittel waren zwar berechnet, aber diesmal vergebens.

Franz II. hatte sich mit Maria Stuart vermält *). Sie war eine Nichte der Guisen. Wie konnte ihrem Oheim etwas abgeschlagen werden, da der König seine Gemalin so zärtlich liebte?

Der Prinz Louis Condé und der König Anton von Navarra waren bereits Gefangene. Jener wurde zum Tode verurtheilt, und eben so mit seinem Bruder verfahren zu

*) Pantheon 1. Th. S. 77.

können, erwartete man nur eine schickliche Gelegenheit. Katharina vergoß Thränen über das Schicksal dieser Prinzen, oder vielmehr über die ihr so unvermuthet entrissene Gewalt, von der ihr kaum noch der Schatten blieb.

Da wurde König Franz II. krank und starb bald darauf zu Orleans *), noch nicht 18 Jahr alt, als er kaum anderthalb Jahr regiert hatte **). Die Hoffnungen der Königin Katharina lebten mit diesem unerwarteten Tode auf.

Der Kardinal von Lothringen drang in sie, das gegen die Prinzen gesprochene Todesurtheil vollziehen zu lassen, sie aber war dazu nicht zu bewegen, und folgte dem Rathe ihres Vertrauten, des Kanzlers L'Hopital.

Dem Könige von Navarra that sie die Erklärung: „Sie sey nicht gesonnen, etwas gegen sein Leben zu unternehmen. Ja, sie wollte ihm vielmehr die Reichsverweserstelle anvertrauen, wenn er sich es gefallen lassen könnte, ihr die Regentenwürde abzutreten."

Die Prinzen versprachen alles, was man ha-

---

*) Den 5. Dec. 1560.

**) Pantheon 1. Th. S. 79.

ben wollte, um nur ihre Freiheit wieder zu erhalten, und so wurde der Königin die vormundschaftliche Regierung zugesprochen, genehmiget durch die zu Orleans versammelten Stände des Reichs. Die Hugonotten, selbst aufgeklärte Katholiken machten wegen seiner Nachgiebigkeit dem Könige von Navarra Vorwürfe, die Königin aber (die, wie wir noch hören werden und schon wissen *), sich solcher Mittel gar wohl zu bedienen wußte) hatte eine Unterhändlerin, die bei dem Prinzen mehr auszurichten verstand, als jene, die Duchesse Montpensier, seine Geliebte. — Durch diese wußte Katharina von dem Könige zu erhalten, was sie wünschte.

Sein Bruder, der Prinz Condé, war stolzer und ehrgeitziger, und konnte seine Gefangenhaltung so leicht nicht verschmerzen. Er erschien wieder bei Hofe **), man empfing ihn freundlich, söhnte ihn mit den Guisen aus, und erklärte alles, was unter der vorigen Regierung geschehen war, für ungeschehen. Doch alles das

---

*) Pantheon 1. Th. S. 49.

**) 1561.

war nur Verstellung. Die Guisen beleidigten beide Brüder wiederholt aufs empfindlichste. Darüber beschwerte sich der König von Navarra, und drohte endlich, den Hof zu verlassen und durch die versammelten Stände der Königin die Regentinwürde nehmen zu lassen. Alle Prinzen des Hauses Bourbon traten auf seine Seite. Eben das that der Adel.

Die Königin erschrak, suchte die Prinzen durch Schmeicheleien und süße Worte, die ihr stets zu Gebote stunden, zu besänftigen, jedoch vergebens. Die Prinzen wollten von nichts hören. Die Königin wendete sich an ihr Conseil. Der Kardinal Tournon ertheilte ihr den Rath: „Da der nunmehrige König [Karl IX. belobten Andenkens *)] zehn Jahr alt sey, solle sie ihm Instruktion ertheilen, und dem Reichsfeldherrn in dessen Namen anbefehlen lassen, sich beständig um dessen Person zu halten." Der Reichsfeldherr gehorchte, und dadurch, daß dieser sich unterwarf, wurden alle Mißvergnügte in den Schranken gehalten.

Indessen erfuhr die Königin, daß die Pro-

*) Pantheon 1. Th. S. 50.

vinzial-Deputirten von Isle de France sich verlauten ließen: „Der Staat solle eine Reform erleiden und ein Regent müsse ernannt werden.“ Deshalb söhnte sie durch Vermittlung des Reichsfeldherrn sich mit dem Könige von Navarra aus, und versprach ihm, ohne seine Einwilligung nichts zu unternehmen. Aber von diesem Augenblicke an that sie, was zu thun möglich war, beide zu entzweien, und söhnte den Reichsfeldherrn mit den Guisen aus. Dies war ihr gelungen, aber ihre Behutsamkeit war so auffallend übertrieben, daß ihre Absichten verrathen wurden.

Einer der schlauesten Unterhändler seiner Zeit, der Bischoff von Valence, ein inniger Vertrauter der Königin, erhielt Befehl, vor dem Hofe zu predigen, um den König von Navarra zu gewinnen. Das that er mit vieler Sorgfalt. Er sprach gegen den Papst, und rühmte die Bravheit der Kalvinisten. Daraus schöpfte der Reichsfeldherr Argwohn, und glaubte die Königin mit dem König von Navarra einverstanden. Jetzt glaubte er sich verloren. Er wünschte eine Aussöhnung mit den Prinzen, aber den ersten Schritt zu thun, wollte sein

Stolz ihm nicht erlauben. Um also sich nicht zu kompromittiren, und dennoch eine gewisse Macht gegen seine Feinde zu gewinnen, schloß er sich an den Duc de Guise und an den Marschall St. André an. Am Osterfeste verbanden sich alle dreie mit einem feierlichen Eide, ihre Religion und ihre Besitzungen gemeinschaftlich zu vertheidigen.

Katharina vernahm diese Nachricht mit Schrecken, ließ aber dennoch den Muth nicht sinken. Der Erbitterung ihrer Feinde eine Diversion zu machen, ging sie nach Rheims und ließ dort den König salben und krönen.

Kaum war das geschehen, als die Kalvinisten auf ein Edikt wegen freier, ungehinderter Religionsübung drangen. Das gab ihnen die Königin, ungeachtet der Gegenvorstellungen ihres Parlaments. Die drei Vereinten setzten sich dagegen. Der König hielt ein Lit de justice und widerrufte das Edikt.

Katharina that nicht, als wenn sie sich beleidigt fühlte, sondern sie machte sich sogar über den Kardinal von Lothringen lustig, der ein Colloquium zu Poissy verlangte, indem sie lächelnd fragte:

„Wozu?“

„Wozu anders, — antwortete der Kardinal, — als zu einer Unterredung zwischen den Katholiken und Protestanten.“

„Daß heißt: Ihr schmeichelt Euch, durch Euere Beredsamkeit die Kalvinisten zu bekehren. Aber ich sage Euch, daß diese, die Ihr bekehren wollt, öffentlich sagen: sie würden Euch bekehren. So gewiß glauben sie gleichfalls ihrer Sache zu seyn. Und fragt doch den Kardinal Tournon; dieser verspricht sich gar nichts von dieser Unterredung, von der Ihr Euch so gewaltig viel versprecht.“

„Versuche aber —“

„Der Papst ist selbst nicht dafür.“

„Er ist in Rom und kennt den Zustand der Dinge gar wenig, wir aber —“

„Wissen auch nicht viel mehr.“

„Ich sehe aber nicht ein, warum nicht ein Versuch gemacht werden könnte.“

„Ich eben so wenig, aber ich sage Euch, daß ich Nachrichten habe, die mich überzeugen, der Versuch wird nicht viel helfen.“

„Wir wollen's wagen.“

„Nun wohl, das Colloquium soll angesetzt

werden, und ist es gehalten, dann erinnert Euch dessen, was ich Euch gesagt habe. Ihr sollt die Freude haben, Euch sprechen zu hören, aber auch den Verdruß, andere hören zu müssen."

Indessen machten die zu Pontoise versammelten Reichsstände der Königin die Regentenwürde streitig. Katharina machte daher dem Kardinal von Lothringen und dem Admiral Chatillon neue Versprechungen, welche bewirkten, daß sie durch diesen die Stimmen der Kalvinisten, durch jenen die Stimmen der Geistlichkeit gewann. Diese List vereinigte zwei Feinde, die beide zur Beförderung ihrer Anschläge dienen mußten.

Das Colloquium wurde endlich gehalten *). Von beiden Seiten wurde scharf disputirt. Zuletzt schrieb jede Parthie sich den Sieg zu. Aber, wie selbst die katholischen Schriftsteller bezeugen, der Kardinal von Lothringen trug die ganze Schande einer totalen Niederlage, weil sein Gegner, der berühmte Theodor Beza, ihn nieder disputirte. Dies bestärkte die Kö-

*) Den 10. August 1561.

nigin in ihrem Vorhaben, sich zeitlebens zu verstellen. Auch erklärte sie sich nie offen für eine Parthie; sie begünstigte dem Augenscheine nach die herrschende, unterstützte insgeheim aber die schwächste. Durch dieses staatskluge Benehmen blieb sie immer Mittelsperson zwischen beiden Parthien, und beherrschte die eine so gut wie die andere.

Die Höfe zu Rom und Madrid waren nicht wohl auf das Colloquium zu Poissy zu sprechen, daher Katharina, um den Papst zu besänftigen, ihm versprach, nie das National-Concilium zu Stande kommen zu lassen.

Dieses brachte die Hugonotten auf. Sie versammelten sich öffentlich, erklärten sich gegen die Königlichen Edikte, und schonten nichts mehr. Daher sah die Königin sich genöthiget, die Großen des Reichs zu St. Germain zusammen zu berufen und zum Besten der Kalvinisten die sogenannte Verordnung vom Jänner *) zu geben, was aber die Katholiken wieder gar sehr verdroß. Das Parlament wollte diese Verordnung nicht einregistriren,

*) 1562.

bis es dreimal Befehl dazu erhalten hatte. Die drei Vereinten waren sehr mißvergnügt. Die Niedermetzelung von Vassy, die der Duc de Guise, vielleicht ohne böse Absicht, veranlaßt hatte, gab den Kalvinisten das Recht, wie sie meinten, nun öffentlich loszubrechen. Prinz Condé trat an ihre Spitze und forderte von der Regentin Gerechtigkeit. Die Dreiherrn zogen den König von Navarra in ihr Interesse, und bald verbreitete sich das Gerücht, er werde zum Regenten des Reichs ernannt werden.

Jetzt wußte Katharina nicht mehr, zu welchem Rettungsmittel sie greifen sollte, und war, wie man sagte, willens, den Duc de Guise auf die Seite schaffen zu lassen. Er wußte aber den Nachstellungen zu entgehen, und entkam seinem Verderben. Darauf beschloß sie, den Marschall St. André von dem Triumvirate abzuziehen, aber das gelang nicht. Vielmehr bemühte sich derselbe, jedermann von der Nothwendigkeit zu überzeugen, die Regentin abzusetzen. Doch Guise war gelassener und that den Vorschlag, den König zu entführen und die Königin auf ein festes Schloß in Verwahrung zu bringen. Dieser Vorschlag gefiel.

Vermittelst eines Schallrohrs, welches die Königin künstlich hatte anbringen lassen, hatte sie in einer unverdächtigen Entfernung gehört, was die Dreiherrn beschlossen, bat den Prinz Condé um seinen Schutz für sich und ihre Kinder, und eilte nach dem Schlosse Melun. Dahin ging der König von Navarra ihr nach, und zwang sie, sich desarmiren zu lassen, um den Prinz Condé zu hindern, nicht Paris zu überrumpeln.

Die Königin flüchtete nach Fontainebleau. Dahin folgten die Dreiherrn ihr nach, und damit der Prinz Condé in seinen Unternehmungen gehindert würde, erklärte der König von Navarra, seine Amtspflicht gebiete ihm, den König sogleich nach Paris zu bringen. Der König sah seine Mutter an, die den Muth nicht hatte, ein Wort dagegen zu sagen. Er mußte also folgen.

Da die Königin sah, daß die Kalvinisten die schwächsten waren, so erklärte sie sich für die Dreiherrn; doch ließ von Condé einige Festungen wegnehmen. Dieser aber ging weiter, als sie es wünschte, und eroberte sogar Orleans. Dies erbitterte die Dreiherrn, welche

die Königin auf ihr Lustschloß Chenonceaux verweisen wollten, was sie jedoch klüglich zu verhindern wußte. Auch hatten die Dreiherrn einem gewissen Matignon die Bewachung der Normandie überlassen, ohne zu wissen, daß dieser der Königin aufs höchste ergeben und verbindlich war. Dies gab ihr, sobald sie dieselbe brauchte, eine gewünschte und sichere Freistatt.

Mit dieser begnügte sie sich nicht einmal, sondern sie suchte sich noch anderer Sicherheitsplätze zu gleicher Zeit zu versichern. Sie ließ dem Herzoge von Savoien alle Festungen einräumen, in welchen sich Frankreich Garnisonen vorbehalten hatte. Dazu gaben die Dreiherrn ihre Einwilligung, weil sie dadurch Truppen erhielten. Dies aber brachte ihnen Feinde.

Orleans und Rouen waren von den Hugonotten besetzt. Letztere Stadt wollte Guise belagern, weil sie am leichtesten Beistand von den Engländern erhalten konnte. Die gemeinste und beste Meinung aber war, Orleans müsse genommen werden, weil dort die Häupter der Kalvinisten ihren Haupt- und Waffen-Platz hatten. Guise blieb hingegen

bei seiner Meinung und führte den Hof mit sich zu seiner Unternehmung.

In einem Laufgraben erhielt der König von Navarra eine Wunde, an der er zwei Tage darauf starb *). Die Königin stellte sich sehr betrübt, war aber verlegen, weil durch diesen Tod Prinz Condé erster Prinz von Geblüte wurde, und nun Ansprüche auf die Regentenwürde machen konnte.

Rouen wurde mit Sturm eingenommen, und der König und seine Mutter hielten ihren Einzug in die Stadt durch die Bresche. Allen Kalvinisten, welche die Waffen streckten, gab die Königin Verzeihung und zog dadurch einen großen Theil des Adels in ihr Interesse. Noch glücklicher befreite die Schlacht bei Dreux bald darauf sie von vielen Feinden, unter denen selbst der Marschall St. André auf dem Wahlplatze blieb. Prinz Condé wurde ihr Gefangener, und der Reichsfeldherr Montmorenci gerieth in die Gefangenschaft der Kalvinisten. Ihren größten Feind

*) Den 15. Oktober 1562.

aber, den Duc de Guise, ermordete ein Schwärmer im Lager vor Orleans*).

Sie war nicht sobald von einem so gefürchteten Nebenbuhler befreit, als sie die von der Natur ihr verliehenen Regierungsgaben im vollsten Glanze zeigte. Da sie aber ihren eigenen Vortheil dem Besten des Staats stets vorzog, so konnten diese Gaben demselben nur zum Verderben gereichen. Ihre Einsichten wendete sie stets zu ihrem persönlichen Nutzen an, und opferte ihrer Herrschsucht alles auf.

Schon zwei und vierzig Jahr alt, war sie so ziemlich gegen andere Leidenschaften gesichert. Zwar liebte sie das Vergnügen, aber bediente sich desselben nur als eines Netzes, ihre Feinde zu fangen, und der Erbitterung derselben eine andere Richtung zu geben.

Wohin sie ging, folgten ihr über hundert der schönsten Weiber und Mädchen nach, alle in ihrem Dienste, die immer noch zweimal so viele Liebhaber mit sich führten. In der größten Verwirrung des Kriegs und der Geschäfte konnte doch der Tanz nicht fehlen. Der

*) Im Februar 1563.

Schall der Trompeten durfte den Klang der Geigen nicht unterbrechen. Einerlei Fuhrwerk brachte die Maschinen der Ballette so wohl, als die des Kriegs fort, und an einerlei Orte sah man Treffen, in welchen die Franzosen einander mordeten, und Caroussels, womit die Damen sich belustigten. Man ging vom Balle zur Schlacht, aus der Schlacht zum Tanze.

Ihre Staatsfräuleins stellte sie immer gegen die Männer, die sie berücken wollte, und kam durch dieselben hinter die Geheimnisse derselben. Doch war sie nicht eben sehr erkenntlich gegen dieselben, und wenn einer derselben etwas geschah, schickte sie dieselbe sogleich fort.

Unter so vielen um sich versammelten Schönheiten aber strahlte die Königin doch immer sehr vortheilhaft hervor, und machte allein mehr Eroberungen, als ihre Nimfen zusammen. Die berühmtesten Männer ihrer Zeit seufzten in ihren Fesseln.

Nächst diesen Reizen besaß die Königin noch verschiedene glänzende Eigenschaften, die sie fast immer übel anwendete. Staatsklug bis zum Betruge, kannte sie keine Tugend, als

was ihrem Ehrgeitze schmeichelte. Sie war so wenig eine Katholikin, als eine Kalvinistin, und hatte keine andere Religion, als die, bei welcher sie sich auf dem Throne behaupten konnte. Während der Schlacht bei Dreux glaubte sie dieselbe verloren, und sagte ganz gelassen zu ihren Damen: „Mir ist's einerlei. Künftig beten wir französisch."

Ihr Verstand war eben so durchdringend, als ihre Beurtheilungskraft. Niemand verstand sich so gut darauf, wie sie, eine Staatsdepesche aufzusetzen, und nicht leicht wußte ein Frauenzimmer ein Geheimniß so gut aufzubewahren, wie sie. Ihrer Verstellungskunst und Politik gehörte die größte Bewunderung.

Bekannt sind die Erzählungen der Königin Margaretha von Navarra, die damals sehr gelesen wurden und berühmt waren. Katharina, immer neidisch auf den Ruhm anderer, schrieb auch dergleichen, aber war doch so aufrichtig zu gestehen, sie erreiche ihre Vorgängerin nicht.

Wir kommen auf die Belagerung von Orleans zurück.

Die Stadt war aufs äußerste gebracht und

mußte sich endlich ergeben. Des Krieges aber überdrüßig, bot sie dem gefangenen Prinzen Condé den Frieden an, der denselben auch sogleich annahm. Er erhielt den ihm gebührenden Hofplatz, und die schöne Limenil, ein Staatsfräulein der Königin, wurde seine Geliebte. Seine Gemalin grämte sich darüber todt.

Ohne seinen Rath that die Königin nun nichts mehr, ob sie gleich unumschränkte Regentin war, und überhäufte ihn mit Artigkeiten. Da sie aber seiner Gesinnungen wegen doch nicht ganz gesichert war, schob sie es immer auf, ihm die Reichsverweserstelle zu geben, unter dem Vorwande, das Volk müsse erst vergessen, daß er die Waffen gegen seinen Beherrscher geführt habe.

Indessen gelang es der verschmitzten Machiavellistin, die Engländer zu hintergehen und die Königin Elisabeth von England zu bewegen, mit Frankreich Frieden zu schließen. Sie erhielt alle Plätze zurück, deren sich die Engländer während des bürgerlichen Krieges bemächtiget hatten, und brachte dadurch viele,

die ihr zuvor entgegen gewesen waren, auf ihre Seite.

Keiner machte ihr mehr die souveraine Gewalt streitig.

Der Kardinal von Lothringen befand sich bei der Tridentiner Kirchenversammlung, und die Königin erwählte zur Garde für ihren Sohn ein Infanterie-Regiment, welches Gardes Françoises genannt wurde. Den Kanzler L'Hopital, der sich des Triumvirats wegen auf seine Güter zurückgezogen hatte, berief Katharina zurück. Gleich nach seiner Zurückkunft gab er ihr den wichtigen Rath, den König, ob er gleich erst 14 Jahr alt war, majorenn sprechen zu lassen. Das Pariser Parlament wurde übergangen, und das zu Rouen bewilligte alles.

Nie konnte die Königin den alten Pallast sehen, ohne an das traurige Ende ihres Gemals zu denken; daher ließ sie denselben niederreißen *) und bauete den prächtigen Pallast der Tuilerien auf.

Nun durchreisete die Königin mit ihrem

---

*) 1564.

Sohne das Reich*) und hatte eine Zusammenkunft mit ihrer Tochter, der Königin von Spanien. Es wurden Feste und Turniere, Bälle und Maskeraden mit großem Aufwande gegeben.

Die Königin hatte zu Bayonne einen Pallast für die Königin von Spanien bauen lassen, der durch eine Gallerie Kommunikation mit dem hatte, welchen sie bewohnte. Ganz in geheim verfügte sie sich des Nachts dorthin, und hatte Unterredungen mit dem bekannten Herzog von Alba, der ihre Tochter begleitet hatte. Das konnte dennoch nicht ganz unbemerkt bleiben, und die Hugonotten verbreiteten das Gerücht von einem gegen sie geschlossenen Bunde. Ja, man sagte, schon damals sey die Pariser Bluthochzeit beschlossen worden. Umsonst versuchte es Katharina, dieses Gerücht zu widerlegen; es wurde geglaubt, und die Hugonotten griffen zu den Waffen. Sie sah sich also genöthiget, in der Versammlung, welche zu Moulins gehalten wurde**), denselben

---

*) 1565.

**) 1566.

viele Privilegien zu bewilligen, welche diese aber alle für Fallstricke hielten, und den Entschluß faßten, den König zu entführen, sobald er sich in Meaux befinden würde.

Dieser Anschlag wurde so geheim wie möglich gehalten, aber das Ungefähr, welches der Königin oft eben so große Dienste leistete, als ihre Klugheit, verrieth ihr diesen Plan. Die Spanier standen an der Grenze. Prinz Condé forderte das Kommando bei der Französischen Armee, welches die Königin dem Bruder des Königs, dem Herzog von Anjou, gab. Dieser sagte dem Prinzen in Gegenwart der Königin:

„Wie könnt Ihr fordern, was mir gehört? Wenn Ihr Euch unterstehen könntet, mir diesen Posten streitig machen zu wollen, so würde ich Euch für diesen Diebstahl nach Würden zu züchtigen wissen.“

Schweigend warf der Prinz auf seinen jungen Gegner einen Blick der Verachtung, verließ den Hof, griff zu den Waffen und verbreitete das Gerücht, Alba stehe an der Grenze, um die Anschläge der Königin gegen die Protestanten zu unterstützen. Sogleich waren die

Hugonotten entschlossen, den König aus Monceaux zu entführen.

Die Königin gerieth in die größte Verlegenheit. Sie wollte nach Meaux gehen; dies widerrieth der Duc de Nemours, und bewies, wie unsicher der König dort seyn würde. Eben so unsicher war es, Monceaux zu verlassen. Die Königin hatte 400 Damen bei sich, deren Geschleppe die größte Verwirrung verursachte. Verlegen rief die Königin aus;

„Was ist zu thun?“

„Ruhig zu seyn und auf der Hut, — antwortete Nemours, — und die Ankunft der neugeworbenen 6000 Schweizer zu erwarten.“

„Ja, so wird es gehen! Ich verlasse mich ganz auf Euch und Eure Klugheit.“

„Seyd wachsam, sucht ruhig zu werden, oder verberget wenigstens dem Hofe Euere Unruh.“

Die Schweizer kamen an. Der Hofstaat brach in der Nacht auf. Zweihundert Reiter brachten die Königin und den König glücklich nach Paris, während die anderen Truppen mit den Hugonotten fochten. Condé ging nach, und

rückte vor Paris. Die Königin nahm ihre Zuflucht zu Unterhandlungen.

Condé verlangte die Zusammenberufung der Reichsstände, die Wiederherstellung des Ranges des protestantischen Adels am Hofe, und eine Verminderung der Auflagen, welche das Volk zu tragen hatte. Dies alles traf die Königin.

Es war ihr unmöglich, ihren außerordentlichen Aufwand durch die gewöhnlichen Einkünfte zu bestreiten, sie hatte daher alle nur mögliche Mittel ergriffen, Geld aufzutreiben, und das Volk war mit den enormsten Auflagen gedrückt. Wurde darüber geklagt, und wurden Vorstellungen gethan, so antwortete die Königin:

„Gott sey für alles gedankt! aber man muß denn doch auch zu leben haben.“

Sie fürchtete nichts so sehr, als eine Versammlung der Stände, denn dieselben hatten davon gesprochen, ihr die Regentenwürde abzunehmen. Die List sollte dienen. Sie ließ die Kalvinisten auffordern sich zu erklären, welche die wären, die blos die Religion, oder für den Wunsch nach einer Staats-Reform die

Waffen ergriffen hätten. Die ersteren sollten begnadiget werden, wenn sie die Waffen streckten, sonst aber würde man sie ohne Gnade als Aufrührer behandeln. Betroffen darüber, erklärten die Kalvinisten, sie hätten blos um der Religion willen die Waffen ergriffen. Darauf bewilligte ihnen die Königin eine Conferenz zu la Chapelle, bei der sie uneingeschränkte Gewissensfreiheit verlangten. Allein der Reichsfeldherr, ein gar zu eifriger Katholik, störte die Conferenz, und damit verschwand die Friedenshoffnung. Es kam in den Ebenen von St. Denys zur Schlacht*), welche beide Partheien gewonnen haben wollten. Der Sieg brachte weder den Katholiken noch den Kalvinisten Nutzen, nur die Königin gewann dabei, da die stärkste Stütze des ihr so gefährlichen Triumvirats, der Reichsfeldherr Montmorenci auf dem Schlachtfelde unter den Todten gefunden wurde. Sie weinte über diese Nachricht; aber welche Thränen?

Einer ihrer Feinde war gefallen, aber eine neue Besorglichkeit bestürmte ihre Seele, die,

*) Im December 1567.

der König möge auf den Gedanken kommen, des Staates Steuerruder selbst zu ergreifen. Daher suchte sie seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou, die Reichsfeldherrnstelle zu verschaffen, fand aber bei diesem Antrage den König höchst unwillig, da er schon anfing sich zu fühlen, und mußte von ihm die Antwort vernehmen:

„Bin ich nicht stark und erwachsen genug, den Degen selbst zu tragen? Und Euch kömmt es nicht zu, dem jüngeren Bruder des Königs an seiner Statt das Kommando anzubieten."

Betroffen über diese unerwartete und imponirende Antwort, erwiederte die Königin ganz bescheiden:

„Es ist nicht mein Vorhaben, den Herzog von Anjou an die Spitze der Armeen zu stellen, sondern ihm nur einen wichtigen Titel zu geben. Ueberdies bleibt ja Ew. Majestät stets Herr. — Und wenn es nicht seyn kann, die Reichsfeldherrnstelle Euerm Bruder zu geben, so bitte ich für ihn um die Reichsverweserstelle."

„Und ist denn zwischen beiden Stellen der Unterschied so gar bedeutend und groß?"

„Ihr werdet das selbst fühlen."

Der König gab nach, und die Königin verlor nicht viel durch das Abschlagen ihrer ersten Bitte. Sie trat in neue Verhandlung mit den Kalvinisten. Diese aber ließen sich nicht irre machen und belagerten Chartres. Allein die Königin wußte eine Meuterei unter die deutschen Hülfstruppen zu bringen, bezahlte denselben ihren rückständigen Sold, und sah sie mit Vergnügen nach Deutschland zurückgehen.

Es kam hierauf zu Longjumeau zu einem Vergleiche*), der aber kaum drei Monate lang gehalten wurde. Von neuem brach der Krieg aus, blutiger und grausamer, als je. Die blutige Schlacht bei Jarnac**) wurde gefochten, in welcher Prinz Condé auf dem Schlachtfelde unter den Todten blieb. Die Königin triumfirte und glaubte, daß dieses Ereigniß der kalvinistischen Parthei

*) Den 27. März 1568.

**) Den 13. März 1569.

den letzen Stoß geben würde, aber vergebens, denn nun trat Coligny auf, besiegte die Katholiken bei Roche=la=belle, und durchzog Frankreich gefürchtet als Sieger.

Die Königin, betroffen über diesen neuen furchtbaren Feind, suchte denselben durch seinen Kammerdiener vergiften zu lassen. Die Sache wurde aber entdeckt und der Verräther aufgehängt. Hierauf kam es zum Treffen bei Montcontour *), in welchem der größte Feldherr seiner Zeit von dem jungen, sechzehnjährigen Herzog von Anjou besiegt wurde, der jedoch seinen Sieg nicht zu benutzen wußte. Dazu kam auch, daß der König neidisch wurde über seines Bruders Ruhm, und Lust bekam, die Armee selbst zu kommandiren. Die Königin fürchtete seine Unbedachtsamkeit und Heftigkeit, und bot den Kalvinisten den Frieden an, unter Bedingungen, die diesen vortheilhaft und dem Könige rühmlich waren **).

---

*) Den 3. Oktober 1569.

**) 1570. Dieser Friede, den man la Mal-assise (den lahmen Frieden) nannte, wurde von dem lahmen Biron, Erbherrn von Mal=Assise, abgeschlossen.

Dies schläferte die Protestanten ein; und um sie recht sicher zu machen, war bei Hofe von nichts die Rede, als von Bällen, Maskeraden und Turnieren. Alles schien in Lustbarkeiten sich zu erschöpfen.

Zwar hätte das Einverständniß der Königin mit dem jungen Guise den alten Admiral Coligny behutsam machen sollen; selbst aber keiner Niederträchtigkeit fähig, trauete er andern auch keine zu, zumal da Katharina durch die verschwenderischsten Zeichen ihres Vertrauens ihn ganz einzuschläfern wußte.

Bei all ihrer Scharfsicht ließ Katharina sich doch von der Königin Elisabeth in England hintergehen, die ihr Hoffnung machte, sich mit dem Herzoge von Anjou zu vermälen, dennoch aber ihm endlich den Korb gab. Ihres Schadens sich zu erholen, verheirathete sie aber die Prinzessin Margaretha an den Prinzen von Navarra, nachherigen König Heinrich IV. und faßte mitten in den Freuden dieser Vermälungsfeier*) den abscheulichen Anschlag, alle ihre Feinde auf einmal,

---

*) Pantheon 1. Th. S. 49.

zu einer Zeit wo sie es am wenigsten glauben konnten, zu vernichten.

Indessen mußten doch mehrere Kalvinisten Gründe haben, auf befürchtende Vermuthungen zu kommen. Sie äußerten, als die Königin Johanna von Navarra zu Paris starb, wohin sie eben zur Vermälung ihres Sohnes gekommen war: „Es ahne ihnen von diesem Beilager nichs Gutes, da es schon von einer Todtenfackel beleuchtet werde.“ Der Admiral wurde gewarnt, glaubte aber eher an einen Krieg mit Spanien, als an das, was andere befürchteten, und antwortete: „Er wolle sich lieber nach dem Richtplatze schleppen lassen, als Ursach an einem vierten einheimischen Kriege zu werden.“

Die Vermälung wurde mit großer Pracht gefeiert, und war das Signal zum Ausbruche der sogenannten Pariser Bluthochzeit*),

*) Den 25. Aug. 1572 am Bartholomäustage. — Eine ausführliche Beschreibung dieser abscheulichen Massakre, der Ermordung des Admirals, und genaue Erzählung damaliger schrecklicher Vorfälle, finden die Leser in der neuen Zeitschrift: Curiositäten 1. Bd. S. 260. nebst Belegen und Kupfern.

die zwei Monate lang hindurch dauerte, in welcher Coligny ermordet, das Blut von Tausenden von Protestanten meuchlings vergossen wurde; eine Begebenheit, die den Namen der Königin und ihres Sohnes auf ewig an den Pranger der Geschichte gestellt hat.

Guise selbst sollte mit fallen, stand aber an der Spitze der Henkersknechte und konnte also nicht in Gefahr kommen. Katharina, ärgerlich ihn entkommen zu sehen, warf nun alle Schuld der begangenen Abscheulichkeiten auf ihn; ließ sich aber des Admirals Kopf bringen, und fuhr mit ihrem Sohne auf den Richtplatz, wo die furchtbarsten Henkersszenen vorgegangen waren, dort an den verstümmelten Leichnamen der Protestanten sich zu weiden. Wer von den Protestanten sich retten konnte, floh nach La-Rochelle.

Indessen betrieb die Königin die Wahl des Herzogs von Anjou zum König von Polen, was ihr gelang. Da sie aber sich von ihm trennen sollte und er ihr um gar viel lieber war, als sein Bruder, der König, vergoß sie Thränen. Die Merkmale der Zärtlichkeit wurden nachher sehr boshaft gedeutet, und des Königs Tod

wurde blos der Begierde der Königin zugeschrieben, seinen Bruder regieren zu sehen. Sie begleitete ihn bis Blamont in Lothringen, wo sie in einer langen Unterhaltung ihn belehrte, wie er sich zu verhalten habe, wenn sein Bruder, der König, an der Krankheit, von der er so häufige Anfälle hatte, sterben sollte.

Um noch einige ihrer Feinde los zu werden, ließ die Königin, als sie nach Paris zurückkam, die Nachricht verbreiten, bemächtigte sich derselben und ließ sie einsperren. Kaum war das geschehen, als Karl IX. starb *). Lange war das Gerücht allgemein, er sey mit Gifte vergeben worden, und zwar von seiner Mutter selbst; es ist aber die Wahrheit dieser Beschuldigung nicht zu erweisen, und muß vielmehr bezweifelt werden, so viel auch sonst, in dieser Art, der Königin zugetraut werden konnte.

Nun war die Königin Alleinregentin, und schenkte ihr Vertrauen dem Duc de Guise, da indessen die Kalvinisten den Duc d'Alençon an ihrer Spitze sehen wollten und viele Schmähschriften gegen Katharinen verbrei-

---

*) Den 30. Mai 1574.

teten. In ihrem Unwillen darüber erkohr sie zum Schlachtopfer desselben den unschuldigen Montgommeri. Als eine unschuldige Ursache am Tode ihres Gemals, hatte sie ihm ohnehin ewigen Haß geschworen, und verfolgte ihn auf heftigste, so, daß er bis zur Verzweiflung gebracht, der Parthie der Kalvinisten beitrat. Bei der Vertheidigung von St. Lo hatte er das Unglück, von den Königlichen gefangen genommen zu werden, und ob ihm gleich der General Matignon Sicherheit seines Lebens versprochen hatte, ließ ihn die Königin dennoch enthaupten. Nach dieser Exekution ging sie ihrem Sohne bis Lyon entgegen.

Dort kam der König von Polen an*). Aber er war gar nicht mehr der kriegerische Prinz, wie ehemals. Eine kleinliche Andächtelei hatte seine Seelenkräfte gleichsam ganz entnervt. Das bemerkte die Königin mit Vergnügen, denn sie sah sich nun als unumschränkte Gebieterin und Regentin.

Sogleich beschloß sie den Krieg gegen die Protestanten. Ohne weiter daran zu denken,

---

*) Den 6. September 1574.

wozu das führen könne, fing sie auch an, nach und nach die Guisen vom Hofe zu entfernen. Selbst des Königs Gegenwart war ihr ungelegen. Sie schickte ihn nach Avignon, weil sie sehen wollte, ob seine Gegenwart etwa in der Provinz Languedok Bewegungen erregen würde, wo sich Montmorenci-Damville verschanzt hatte. Dadurch wurde sie auch den Kardinal von Lothringen los, der den andächtigen König begleitete.

Darauf wurde der König gekrönt *), und vermälte sich mit Louise von Lothringen, einer Cousine des Duc de Guise. Dieß gab ihm jedoch keinen Einfluß auf die Regierung, was er vielleicht selbst glaubte, aber sich irrte. Dafür hatte die Königin gesorgt.

Die Intriken der Königin veranlaßten den König von Navarra, den Hof zu verlassen **), und der Hof war mit dem fürchterlichsten Kriege bedroht. Aber Katharina wußte die Häupter der Hugonotten unter sich selbst uneins zu machen, und es kam zu Conferenzen.

*) Den 13. Februar 1575.

**) Den 3. Februar 1576.

Die Königin bewilligte alles, was verlangt wurde, war aber zugleich entschlossen, nichts zu halten. Das war also schon unter ihrer Regierung der vierte Friedensvergleich, der eben so wenig respektirt wurde, als die vorigen. Bald mußten die Hugonotten erfahren, daß ihnen nicht Wort gehalten wurde.

Jetzt entstand eine neue Faktion, die sich die Ligue nannte. Die Königin, die durchaus nicht neutral bleiben konnte, erklärte sich für diese Parthei, welche auch die Stände von Blois annahmen und anerkannten. Dahin begab sich Katharina mit dem Könige. Bald sprach sie aber für die katholische, bald für die Religion der Protestanten, und das that sie, damit diese glauben sollten, die Ligue habe ihren Beifall nicht. Und so beobachtete sie ein vierteljähriges zweideutiges Benehmen. Endlich wurde der Friedensvergleich widerrufen.

Katharina eilte darauf nach Guienne, um zu versuchen, den König von Navarra wieder an den Hof zu ziehen. Sie nahm ihre Tochter, seine Gemalin, mit sich, welche zu-

rückgeblieben war, ihm dieselbe wieder zuzuführen.

Der König ging ihnen entgegen bis nach La-Reolle, doch gab er Turenne Befehl, alles anzuwenden, die wahre Absicht dieser Reise zu erfahren. Aber listiger als beide, bediente sich die Königin ihrer bei sich habenden Damen, die sogleich die Edelleute des Königs zu fesseln wußten, und selbst Turenne fiel in's Netz der schönen Lavergne, die ihm alle seine Geheimnisse ablockte.

Auch der viel zu zärtlich gestimmte König ließ sich von den Reizen der schönen Fosseuse und Agelle fangen, machte beiden die Cour, ging aber nicht von seinen Forderungen ab. So wurde denn endlich zu Nerac *) ein neuer Vertrag geschlossen **), in welchem der König den Protestanten neue Freistätten der Sicherheit ausmachte. Hierauf ging die Königin nach Paris zurück.

Ihr Sohn, König Heinrich III., war von seinen geistlichen Uebungen, Wallfahrten und

*) Pantheon 1. Th. S. 60.

**) Im Februar 1579.

Umgängen so eingenommen, daß er gar nicht zu sich kommen konnte. Bei öffentlichen Prozessionen machte er sich selbst zum Hauptschauspieler, und in den lustigen Zirkeln des Hofs spielte er den Sittenprediger, was ihm gar nichts half, denn dort blieb man, wie man war. Seine Andächteleien wurden elende Gaukelspiele genannt, und lustige Köpfe verfertigten auf seine Unkosten ein Patent, welches anhob:

„Heinrich von seiner Mutter Gnaden, unthätiger König von Frankreich, König von Polen in der Einbildung, Kerkermeister zu Louvre, Küster zu St. Germain, Cola's Eidam, Plätter von seiner Frau Halskragen, Friseur ihrer Haare, Krämer im Pallast, Visitator der Badestuben, Guardian der vier Bettlerorden, und Patron der weißen Büsenden.

Ueberdies machte er sich auch durch seine Verschwendungen und übertriebenen Gefälligkeiten gegen seine Lieblinge verhaßt, und seine Mutter wußte, auf Unkosten des Staats, alle diese Dinge zu ihrem Besten zu benutzen. Immer war sie geschäftig, Zwistigkeiten unter den Großen des Hofes zu verbreiten und Zänkereien

anzustiften. So blieb sie auf eine ihr wohlgefällige Art in steter Bewegung.

Von der Sterndeuterei eingenommen, ließ sie sich wahrsagen und profezeihen, und so wurde ihr unter andern auch gesagt, sie werde alle ihre vier Söhne regieren sehen. Dies suchte sie zu bewerkstelligen. Man sagt sogar, sie habe den Bischoff von Acqs an den Sultan Selim geschickt, ihn um das Königreich Algier zu bitten, mit welchem man Sardinien verbinden wollte, zu Einer Krone für einen ihrer Söhne.

Gewiß ist es aber, daß die Revolution in Portugal ihr Hoffnung gab, ihren Endzweck zu erreichen. Sie machte, als eine vermeinte Erbin, Ansprüche an die Krone dieses Reichs, und ließ dieselben durch die Beredsamkeit des Abbé Elbene unterstützen. Allein König Philipp II. von Spanien fand wichtigere Gründe, und nahm Portugal mit den Waffen. Don Antonio verlor zwei Schlachten gegen seine Truppen, flüchtete nach Frankreich, und trat Katharinen alle seine Ansprüche auf die Krone von Portugal ab. Sie rüstete eine Flotte aus von 58 Segeln, und ließ ihn auf

die Inseln Terceres bringen *), welche damals von den Spaniern noch nicht besetzt waren. Ihr Anverwandter Strozzi kommandirte die Expedition, verlor aber gegen die Spanier ein Treffen und in demselben sein Leben. Antonio mußte nach Frankreich **) zurückkehren.

Die Königin hatte keine größere Sorge, als in Frankreich alles im Gleichgewichte zu erhalten. Deshalb nahm sie sich auch der Ligue an, und gab sie zu, daß man gegen dieselbe auftrat, so geschah es nur, um derselben zu verstehen zu geben, daß sie Herr über ihr Schicksal sey.

Die Lieblinge des Königs, Joyeuse und Epernon, beide Feinde der Königin, sannen stets darauf, ihren Absichten entgegen zu treten. Sie riethen dem Könige, seine Leibwache zu verstärken und allen Anhängern der Guisen den Zutritt zu versagen. Vergebens that die Königin Vorstellungen; es geschah. Um sich zu rächen, gab sie dem Staate neuen Stoff zu innerlichen Unruhen.

*) 1581.

**) 1582. Er starb 1595 daselbst.

Sie erlangte *) vom Papst Sixtus V. beliebten Andenkens, eine Bulle, durch welche der König von Navarra in den Bann gethan und für unfähig erklärt wurde, Thronfolger im Königreiche Frankreich zu seyn. Dadurch kam Heinrich in eine schlimme Lage, als auf einmal Condé Sukkurs aus England erhielt, und auch Deutsche ihm zugeschickt wurden. Das kam der Königin unerwartet. Sie suchte des in den Bann gethanen Schwiegersohnes Freundschaft wieder, und ließ ihn um eine Zusammenkunft ersuchen.

Der König kam nach St. Brix, mit ihm kamen dahin Condé, Turenne und andere Häupter der Protestanten. Diese Unterredung fruchtete nichts, und die Königin ging voll Verdruß nach St. Germain zurück. Hier befanden sich Abgesandte aus Deutschland, die in einem sehr stolzen Tone mit ihr sprachen. — Der König, ihr Sohn, wurde ganz wüthend, und die Königin bat den Duc de Guise, sie zu beschützen, welches dieser ihr versprach. Es kam zu einer Schlacht und er wurde bei Coutras von den Deutschen besiegt.

*) 1585.

Alles gerieth in Verwirrung, und der König kam so sehr von Gelde, daß er auch keine Couriere bezahlen konnte, weshalb seine Briefe an die Kommandanten seiner Festungen nicht abgeschickt wurden. Ja, er konnte nicht einmal seine Musikanten bezahlen.

Er wollte nun dem Duc de Guise zu Leibe, dieser aber rettete sich durch einen glücklichen Sprung, und rächte sich dadurch, daß er die Straßen nach Paris sperrte. Deshalb konnte die Königin nicht fortkommen *), welche, da sie wußte, daß der König im Louvre nicht sicher war, in's Hotel des Duc de Guise eilen wollte. Sie befahl, sie bat, und endlich erlaubte man ihr aus großer Gefälligkeit, daß sie sich durfte in der Sänfte tragen lassen. Erschrocken sah sie die Thore des Palais geöffnet. Guise ging ganz unbefangen in demselben umher, und während der König im Louvre zitterte, sprach jener im stolzesten Tone mit ihr.

„Wie komme ich zu der Ehre dieses Besuches? Ich sehe die Königin zu mir kom-

*) Den 12. Mai 1588.

men? Was kann die Regentin antreiben, diesen Schritt zu thun?"

„Sie kömmt, Euch zu ersuchen, die Bürger zu bewegen, die Waffen niederzulegen und Euch zu ihrem Sohne zu begeben."

„Nur das?"

„Dieses nur, vorjetzt."

„Es kann nicht seyn."

„Der König wird sich aus Paris zu begeben gezwungen seyn."

„Gnädige Frau! Ihr haltet mich nur auf, und wollt mein Unglück."

Katharina verließ ihn schweigend, ging in's Louvre und ließ den König aus Paris gehen, der ihr die königliche Gewalt überließ, welches das Parlament genehmigte. Guise verlangte eine Session, der Präsident antwortete:

„Jetzt befiehlt im Namen des Königs die Königin, und ich werde keine Befehle annehmen, als nur von ihr."

Die Abreise des Königs war den Parisern ungelegen, des Präsidenten Antwort setzte den Duc de Guise in Verlegenheit. Er bot den Frieden an, aber im Tone eines Siegers. Der König bewilligte alles, um nach Paris zu-

rückgehen zu können, verbannte, wie verlangt wurde, mehrere seiner Günstlinge, nahm sich aber vor, sich zu rächen und ohne der Mutter Beistand allein zu regieren. Noch dazu hatte Guise ganz unbedachtsam geäußert: „Eher, als nach des Königs Tode, sey er nicht willens, den Thron zu besteigen." Deshalb wurde er, unter dem Zimmer der Königin, ermordet.

Vom Gepolter erschreckt, sprang sie, ungeachtet sie heftig an Gichtschmerzen litt, aus dem Bette, als eben der König zu ihr ins Zimmer trat und sagte:

„Nunmehr, gnädige Frau, bin ich König, und habe keinen Nebenkönig mehr; denn Guise ist todt."

„Ich wünsche, — antwortete die Königin, — daß diese That Euch nützen und wohl bekommen mag, glaube aber nicht, daß Ihr Euch dessen werdet schmeicheln können. — Haltet Ihr Euch denn auch der Ligue wegen gesichert?"

„Gewiß! — Bekümmert Euch um weiter nichts."

Erschrocken sah die Königin, daß ihr Sohn sie ganz kaltsinnig verließ, und ließ sich zum

Kardinal von Bourbon tragen. Dieser wurde sie kaum ansichtig, als er mit Thränen in den Augen sie anredete:

„Da seht Ihr nun, was Ihr gemacht habt! Zu solchen Zielen führen Euere Streiche. Ihr bringt uns noch alle ums Leben.“

„Wie könnt Ihr glauben —“

„Wir sehen es ja!“

„Ich bin unschuldig. Ich habe von nichts gewußt, habe nichts gebilliget, was geschehen ist, und kann mir keine Vorwürfe machen.“

„Alle machen sie Euch.“

„Das ist zu viel! — Länger halte ich es nicht aus. Zurück in mein Bette!“

Kaum war sie dahin zurück gebracht worden, als sie in ein heftiges Fieber fiel und starb *). Sie war 70 Jahr alt.

Vor ihrem Absterben betheuerte sie noch ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion, und gab dem Könige den Rath, völlige Religionsfreiheit in seinem Reiche einzuführen. Sie war kaum todt, als man gar nicht mehr von ihr, wohl aber lange noch von dem durch sie angestifteten Unheile sprach.

*) Den 5. Jänner 1589.

Der König that, als trauere er, ließ einige Tage lang seine Zimmer schwarz behängen, und sprach mit keinem, als mit seinen Hausbedienten.

Die Königin hatte viele Verbrechen auf ihrem Gewissen, aber wenn ihre Staatsbegriffe nicht mit ins Spiel gezogen wurden, war sie auch sehr verzeihlich. So wollte sie durchaus nie gestatten zu untersuchen, wer die entsetzliche Schmähschrift La Catherine geschrieben habe, ja, sie ließ sich dieselbe vorlesen, wenn sie an der Toilette saß, kritisirte dieselbe und fand sie gesagte Wahrheiten, gestand sie dieselben ein. Bei einigen Paragrafen rief sie aus:

„So? Das hätte ich dem Verfasser sagen wollen. Ja, wenn er gewußt hätte, was ich weiß!“

Sie schützte die Künste, aber ihr Geschmack an der Astrologie überschwemmte Frankreich mit Sterndeutern, Wahrsagern und Zigeunern. Sie ließ zu Soissons das bekannte Denkmal der Astronomie setzen, und unternahm beinahe nichts, ohne einen Astrologen zu Rathe zu ziehen. Als sie einst fragte: „wo sie sterben würde?“ erhielt sie die Antwort: „bei St. Germain.“ Seit der Zeit vermied sie

alle Oerter, die diesen Namen führten. Das Schicksal aber fügte es dennoch, daß die Prozeihung erfüllt wurde, denn sie starb in den Armen des königlichen Hofpredigers St. Germain.

Ihr Lieblingsbuch soll Machiavel gewesen seyn, dessen Lektüre sie auch ihren Kindern sehr angepriesen haben soll. Auch war es der Codex ihrer Räthe.

Sie hatte den Grundsatz: eine zuweilen zu rechter Zeit ausgesprengte, drei Tage lang geglaubte Nachricht, könne den Staat retten, und ließ es sich zuweilen angelegen seyn, solche zu verbreiten.

Sie hatte sich und ihrer Familie ein prächtiges Mausoleum zu St. Denys errichten lassen, und dennoch wurde sie zu Blois beerdiget, wo ihr Leichnam blieb, bis 1609 die Duchesse d'Angouleme denselben dorthin bringen und neben den ihres Gemals stellen ließ, um ihre Absicht zu erfüllen.

Maria Medicis.

Maria, Tochter Franz des zweiten, Großherzogs von Florenz, vierzehn Jahr alt, als sie ihren Vater verlor *), wurde von ihrer Tante, Christina, einer gebornen Prinzessin aus dem Hause Lothringen, am Hofe ihres Onkels Ferdinand erzogen. Niemand war fähiger, als diese würdige Fürstin, ihrer Nichte Liebe zur Tugend einzuflößen und sie der erhabenen Rolle, welche sie nachher spielen sollte, würdig zu machen. Sie war eine kluge Dame, und ihr Gemal fragte in Regierungssachen sie oft um ihren Rath.

Maria war schön und hatte Verstand, dabei war sie von Natur eifersüchtig und eigensinnig, worüber die Tante oft zu klagen pflegte. Sie hatte ihr ganzes Vertrauen der Tochter ihrer Amme, Leonore Gai, geschenkt, die ihre Milchschwester, obgleich wohl 20 Monate

---

*) Sie war den 26. April 1573 geboren.

älter als sie war. Mit ihr erzogen, stets um die Prinzessin, gelang es der Listigen, ihren Charakter zu studieren und ihre Neigung und Gewogenheit zu gewinnen. Ihre Geschicklichkeit im Putzerfinden brachte sie als Kammerfrau bei die Prinzessin. Täglich wurde sie ihr unentbehrlicher, und endlich behauptete sie sogar, ihre Stelle werde nie zu ersetzen seyn. Leonore bediente sich dieser eitelen, aber den Frauen so schätzbaren Geschicklichkeit, auf eine schlaue Art Mariens Herz zu gewinnen. Ihre Treue, ihr Eifer in allem, was ihrer Gebieterin gefallen konnte, ihr zuvorzukommen, erwarben ihr über dieselbe eine Herrschaft, die sie bis an ihren Tod behielt.

Da der Onkel merkte, welche Gewalt dieses feine Mädchen sich über das Herz der Prinzessin eigen gemacht hatte, bediente sich derselbe ihres Ansehens, um sie nach seinem Willen zu lenken, und so wurde sie selbst beredet, einige ihm nicht ganz anständige Parthien auszuschlagen. Darüber wurde Maria 27 Jahr alt.

Damals mußte Ferdinand fürchten, an Spanien einen mächtigen Feind zu bekom-

men, und suchte sich mit Frankreich zu verbinden. Er ließ seine Nichte deshalb König Heinrich dem vierten antragen, der damals in Europa geachtet war, und als Schiedsrichter galt, indem er sich erbot, die Braut reichlich auszustatten.

Aber der König war nicht mehr jung, seiner Liebeshändel wegen fast berüchtiget, von seiner ersten Frau geschieden *); und es war also die Frage, ob die Prinzessin einwilligen möchte, diesem Manne ihre Hand zu geben? Deshalb wurde Leonore gewonnen, sie zu dieser Heirath zu bewegen; und das gelang. Sie erhielt ein ansehnliches Geschenk, und erkaufte sich dafür von der angesehenen Familie Galigai die Erlaubniß, den Namen derselben führen zu dürfen, den sie nun annahm.

Aber K. Heinrich hatte einer seiner Maitressen, der schönen Gabriele, die Ehe sogar versprochen. Daher war er verlegen, als er mit seinem Minister Sully über seine zweite Vermälung sprach, und wollte ihm, indem er alle Prinzessinnen die Musterung passiren ließ,

*) Pantheon 1. B. S. 69.

von denen er glaubte, sie wären seiner Hand werth, ihn rathen lassen, welche als Frau sich für ihn schicke. Da dieser aber gar nicht that, als wenn er merkte, wen er nennen wollte, so nannte der König die zur Duchesse gemachte Gabriele de Beaufort, setzte aber, unstreitig sich seiner Schwäche schämend, hinzu: „Ich will damit nicht sagen, als ob ich gesonnen wäre sie zu heirathen, sondern ich möchte nur wissen, was Ihr zu sagen hättet, wenn mir das in Ermangelung einer andern, einmal einfiel.“

Indessen, die Schöne starb *), und Heinrich, damals 48 Jahr alt, entschloß sich zu der Heirath mit der ihm angebotenen Prinzessin, mit deren Hand er ein Heirathsgut von 600,000 goldenen Florentiner Thalern erhielt. Die Braut selbst wurde köstlich ausgestattet, und erhielt Geschmeide und Kleinodien von großem Werthe. Der König reisete ihr bis Lyon entgegen und führte sie nach Paris **), wo die Vermälung mit großer Feierlichkeit gefeiert wurde.

*) Pantheon 1. B. S. 177.

**) Den 17. Jänner 1601.

Aber das Fräulein Entragues hatte auch ein Eheversprechen von dem Könige, welches Sully sogleich zerriß, und protestirte zu Rom und Florenz gegen diese Eheverbindung, jedoch vergebens.

Nun fing sie an zu persifliren und ganz frei gegen die Königin zu sprechen, welches diese erfuhr, und gegen sie sehr erbittert wurde.

Sie hatte einen gewissen Conchini, Sohn eines Staatssekretairs des Großherzogs mitgebracht, welchen Leonore allen denen vorzog, die sich, in der Hoffnung dadurch ihr Glück zu machen, sich um ihre Hand bewarben. Diesen wünschte sie mit derselben zu beglücken. Er selbst war gewiß nicht in sie verliebt, denn ihre Häßlichkeit ging bis zur Ungestaltheit, aber er berechnete den Nutzen, der aus dieser Verbindung zu ziehen seyn würde, und schmeichelte ihrer Leidenschaft, und sie wurde, durch Verwendung der Marquise Verneuil, der die Liebe des Königs nichts abschlagen konnte, seine Frau. Darüber war die Königin so entzückt, daß sie sich mit der Geliebten ihres Gemals völlig versöhnte. Da diese jedoch immer noch nicht die Hoffnung aufgab, selbst Königin

zu werden, währte das gute Verständniß nicht lange.

Indessen gebar die Königin einen Prinzen *), worüber der König freudenvoll ganz außer sich war. Er bezeigte ihr die größte Achtsamkeit und Sorgfalt, und ging wenig von ihrem Wochenbette. Es ist wahrscheinlich, daß die Königin ihren Gemal von seinen zahlreichen verliebten Leidenschaften, welche seinen Ruhm verdunkelten, geheilt haben würde, wenn ihr Betragen zärtlicher und gefälliger gewesen wäre; denn sie gefiel ihm dermaßen, daß er sagte: „Wäre sie nicht seine Frau, er würde alles darum gegeben haben, sie zu seiner Geliebten zu bekommen." — Aber durch ihre Bitterkeit und ihr aufbrausendes Wesen heilte sie ihn nicht von seinen Schwachheiten, sondern bestärkte ihn vielmehr darinne, da er über den täglichen Verdruß, den sie ihm machte, sich bei seinen Favoritinnen zu trösten suchte.

Am besten hätte der König freilich gethan, die Verneuil zu verlassen, um seiner Gemalin allen Vorwand, sich beklagen zu müssen,

---

*) Den 27. September 1601.

zu benehmen, aber von seiner Leidenschaft verblendet, behauptete er, er würde dennoch mit seiner Gemalin nicht glücklicher leben, weil Conchini und Leonore immer ihre Einigkeit stören würden.

Die Verneuil aber hatte sich in den Kopf gesetzt, durchaus Königin zu werden, sprach viel von dem erhaltenen Eheversprechen, und ihre Anhänger verbreiteten, was ihnen auszustreuen geboten wurde. Ja, es erschien sogar eine Schrift, welche die Ungültigkeit der Ehe des Königs und der Königin erweisen sollte. Dies verdroß den König ungemein, er machte der Verneuil die bittersten Vorwürfe, und verließ sie sehr aufgebracht. — Dies bewirkte eine Aussöhnung zwischen ihm und seiner Gemalin, und sie lebten eine Zeitlang sehr einig.

Aber die Marquise wußte den König dennoch wieder an sich zu ziehen, und diese Wankelmuth erbitterte die Königin aufs heftigste. Der König wurde verdrüßlich, die Zwiste wurden heftiger, als je.

Zudem liebte die Königin den Aufwand gar zu sehr. Ihre Haushaltung kostete jährlich 345,000 Livres, welches damals eine sehr be-

trächtliche Summe war. Sie forderte unaufhörlich Geschenke, und hatte noch verschiedene andere Vortheile bei Ertheilung gewisser Bedienungen. Ob dies nun gleich alles eine ungeheuere Summe ausmachte, so reichte es dennoch nicht hin, ihren Aufwand zu decken. Sie versetzte einst ihr Geschmeide, und der König mußte, um dasselbe wieder einzulösen, das Geld aus dem Königlichen Schatze nehmen.

Der König hatte mehrere Favoritinnen, von denen aber die Königin keine so sehr, als die Verneuil haßte, von der sie sagte: sie wisse nicht, ob ihre Wuth sie nicht noch dahin bringen könne, sie ermorden zu lassen.

Diese hatte sich indessen in eine Verschwörung eingelassen, und mit dem Spanischen Gesandten es verabredet, nach Spanien zu gehen, ihre Söhne mit dahin zu nehmen, sie als rechtmäßige Erben der Französischen Krone zu erziehen, und des Königs Ehe für ungültig erklären zu lassen. Dies wurde entdeckt. Verschiedene Große des Reichs wurden verhaftet, und die Verneuil erhielt Hausarrest.

Vergebens suchte die Königin von diesem Umstand alle mögliche Vortheile zum Verder-

ben der Marquise zu ziehen. Sie ging die Richter, sie ging den König selbst an, aber vergebens. Der König verzieh der geliebten Verrätherin und ihrer ganzen Familie. Jedoch ließ er ihr den Vorschlag thun, aus dem Reiche zu gehen, und versprach ihr ein ansehnliches Gnadengeld. Sie schlug das aus und sagte: Sie wolle der Königin das Vergnügen nicht machen, sich verbannt zu sehen; und der König drang aus Schwäche nicht weiter in sie. Ja, er versöhnte sich wieder mit ihr. Die Eifersucht der Königin wuchs zur schrecklichsten Flamme. Von der größten Gewaltsamkeit hingerissen, hob sie einst im Wortwechsel den Arm, den König zu schlagen. Sully hielt ihr denselben. Als ihr Zorn sich gelegt hatte, dankte sie ihm dafür.

Diese Mißhelligkeiten dauerten mit der größten Erbitterung fort, und der König wurde oft mitten in der Nacht genöthiget aufzustehen und die Königin zu verlassen, weil er ihre Vorwürfe nicht ertragen konnte. Sully sagt: es wären niemals acht Tage ohne Zank verstrichen. Einst war der König sogar gezwungen, aus Paris nach Fontainebleau zu gehen, und ließ der

Königin sagen: wenn sie sich nicht anders betrüge, so würde er sie mit ihren Vertrauten nach Florenz zurücksenden müssen. Da aber der König gut war, so währte sein Zorn nicht lange. Ein zärtlicher, bittender Brief der Königin schenkte ihr bald seine Huld wieder.

Als die Königin zum viertenmale, mit dem Herzog von Orleans niederkam *), war der König sehr erfreut, und näherte sich ihr zärtlich, scherzend, voll Liebe und Huld. Er sprach, wie er oft zu thun pflegte, von Reichsangelegenheiten mit ihr, verlangte ihren Rath, und gab ihr Unterricht von der Art den Staat zu regieren. Er war, als ob er es voraus sähe, wie nützlich er ihr werden könnte.

Als er sie eines Tages traurig sah, sagte er zu ihr: „Ihr habt Ursache zu wünschen, daß wir beide gleich lange leben mögen, denn das Ende meines Lebens wird der Anfang Euerer Plagen seyn."

Nach neuen Uneinigkeiten und einer durch Sully bewirkten Wiederversöhnung kam die

*) Den 16. April 1606.

Königin zu Fontainebleau *) mit dem Herzog von Anjou nieder.

In Italien lebte eine Nonne, Pasithea genannt, sehr verehrt, und als eine begeisterte, untrügliche Profetin anerkannt. Diese kennen zu lernen, war die Königin neugierig, und hatte sie nach Paris kommen lassen, wo ihr mit vieler Achtung begegnet wurde. Unter anderen Profezeihungen hatte sie auch den Tod des Königs verkündiget, wenn er 58 Jahr alt seyn würde. Mit dieser unterhielt Maria, als sie zurück nach Italien gegangen war, einen Briefwechsel, und der König wußte es, daß sie es war, welche die Königin beredet hatte, ihm anzuliegen, sie krönen zu lassen, um ihr mehr Ansehen zu verschaffen, dessen sie bald benöthiget seyn würde. Jetzt wollte man diese Profetin wieder nach Frankreich kommen lassen, und der König hatte dagegen eine solche Abneigung, daß er zu Sully sagte: wenn die Königin darauf bestehe, so sehe er, daß daraus große Mißhelligkeiten entstehen würden. Die Profetin kam also nicht.

*) Den 25. April 1608.

Indessen hatte der König sich mit der Verneuil entzweit, und huldigte den Reizen des Fräuleins Montmorenci, machte ihre kostbare Geschenke, und vermälte sie an seinen Neffen Condé, der eben nicht sonderlich hübsch war. Die Königin, von Eifersucht entflammt, wußte den Prinzen zu bereden, seine Gemalin nach Brüssel zu führen. Dies geschah so geheim und schnell, daß der König nichts eher davon erfuhr, als bis er es nicht mehr hindern konnte. Sein Zorn darüber war ungemein groß. Sogleich beschloß er, nicht allein den Krieg nach Flandern zu spielen, sondern auch die Prinzessin entführen zu lassen. Die wachsame Königin aber erfuhr davon etwas, meldete es dem Marquis Spinola, der die Prinzessin in Sicherheit brachte, und den Anschlag vereitelte.

Der König, welcher sich stets mit dem Gedanken beschäftigte, Oesterreich zu demüthigen, machte neue Anstalt, selbst mit in's Feld zu rücken. Vorher abər ließ er die Königin zu St. Denys salben und krönen. Er sah diese Feierlichkeit aus einem mit Glasfenstern versehenen Kabinette, nahe bei dem Altare mit an, und

rief, als die Königin in aller Pracht zu dieser Ceremonie geschmückt erschien, aus: „Ich habe in meinem Leben nichts schöneres gesehen, als die Königin!“

Den Tag nach der Krönung, als der König nach dem Arsenale fuhr, wurde er von Ravaillac mit zwei Dolchstichen ermordet und von seinen bestürzten Begleitern in's Louvre gebracht. Die Königin vernahm einen Auflauf und fragte: was es gebe? Endlich hieß es: der König ist verwundet. Sie wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, fing sie heftig zu weinen an, und verlangte den König zu sehen. Sie wurde zurückgehalten.

Gleich darauf trat der Reichskanzler Sillleri in das Zimmer, und führte den Dauphin an der Hand. Nun zweifelte die Königin an ihrem Unglück nicht mehr, und rief aus:

„Ach! der König ist todt.“

„Verzeiht, Madame! — versetzte der Kanzler; — die Könige von Frankreich sterben nicht. Hier ist der Euerige, Ludwig der Dreizehnte. Ihr seht und habt von nun an keinen andern, als diesen.

Er bat sie hierauf, in ihr Kabinet zu gehen, und sagte:

„Wir müssen uns hüten, durch unsere Thränen unsere Angelegenheiten nicht beklagenswürdig zu zeigen, sparet dieselben bis auf eine andere Zeit. Es giebt welche, die für Euch und für sich weinen. Ihr müßt für sie und für Euch arbeiten. Hülfsmittel haben wir nöthig, aber keine Thränen."

Die Königin fürchtete eine Verschwörung gegen die ganze Königliche Familie, und ließ ihre Kinder alle in ein Zimmer bringen und wohl bewachen.

Das Parlament hatte sich eben versammelt, wegen der Regentschaft sich zu berathschlagen, als der Duc d'Epernon in den Versammlungssaal trat, ohne Mantel und den Degen in der Hand, indem er ganz trotzig sagte:

„Noch steckt der Degen in der Scheide; wird die Königin nicht zur Regentin erklärt, so wird er gezogen, und Blut muß fließen. Ich weiß es, meine Herren! einige unter Euch verlangen Zeit zur Ueberlegung, aber ein Aufschub, unter anderen Umständen nützlich, würde jetzt gefährlich seyn. Was ich Euch vor-

schlage, kann heute ohne Gefahr, morgen aber nicht ohne Blutvergießen geschehen. Entschuldiget mich, daß ich so mich hier einstelle. Die Eile ließ mir nicht Zeit, mich auf eine andere Art zu zeigen."

Er verließ hierauf die Versammlung, und die Königin wurde zur Regentin erklärt. Das Schicksal des Staats war ohne Zustimmung derer entschieden, die das Recht hatten, dasselbe zu entscheiden.

Gleich darauf wurde eine Gerichtssitzung*) veranstaltet. Die Königin, in tiefer Trauer und verschleiert, begab sich mit dem Könige dahin. Die Abgeordneten des Parlaments kamen beiden entgegen, und führten sie in den Saal. Als Platz genommen worden war, schlug die Königin den Schleier zurück und sagte:

„Meine Herren! da es dem Höchsten gefallen hat, durch einen so unglücklichen Zufall unsern guten König, meinen Herrn, zu sich zu nehmen" —

Thränen und Seufzer erstickten ihre Stimme, sie konnte nicht weiter sprechen. Nach-

*) Lit de justice.

dem sie sich wieder erholet hatte, fuhr sie fort:

— „so bringe ich hier meinen Sohn, den König, und bitte alle, die hier sind, die Sorgfalt für ihn zu hegen, zu der das Andenken seines Vaters verpflichtet. Ich will, daß er Euerm Rathe folge, und bitte Euch, ihm denselben gewissenhaft zu ertheilen."

Hierauf wurde, nach einigen an sie und ihren Sohn gehaltenen Reden, bekannt gemacht, daß die Königin Regentin sey, und sie kehrte mit ihrem Sohne unter dem Jauchzen des Volkes in's Louvre zurück. — Einige Tage darauf*) wurde feierlich die Leiche des Königs zu St. Denys zur Erde bestattet.

Bald darauf zeigte die Königin sich öffentlich, und besuchte oft die verwittwete Königin Margaretha zu Issy, mit der sie sehr freundschaftlich lebte, gewöhnlich zu Pferde und mit einer so starken Wache begleitet, daß eine arme Frau, die ihr unterwegs aufstieß, ganz laut ausrief: „Wollte Gott, Madame, es wäre unser guter König so bewacht worden, so

*) Den 30. Junius 1610.

würde es es nicht so gekommen seyn, wie es jetzt ist."

Epernon beherrschte die Königin ganz. Sie räumte ihm sogar ein Zimmer im Louvre ein, damit er stets um sie seyn konnte, und seine Herrschaft über sie ging so weit, daß sie, trotz ihrer Halsstarrigkeit, sich nicht getraute, ihm in etwas zu widersprechen.

Aber auch Conchini und seine Frau standen bei der Königin sehr in Gnaden, und ersterer erhielt sogar die von einem anderen schon besetzte Statthalterschaft von Calais, die aber jener sich nicht nehmen ließ. Er hieß Arquin, und sagte: „Jetzt gehe ich zum Abendmahl, und wenn ich aus der Kirche komme, stoße ich den Schuft Conchini nieder, und läg er auch in den Armen der Königin." — Da behielt er seine Statthalterschaft.

Dem Bruder der begünstigten Leonore, einem Tischler, ertheilte die Königin die Abtei Marmoutier, worüber die Mönche verzweifeln wollten. Aber der Königin blinde Liebe zu dieser Familie achtete weder Rang noch Wohlstand, wenn es darauf ankam, dieselbe zu befriedigen. Diese Menschen, denen sie ganz er-

geben war, hatten über ihr Gemüth sich eine Gewalt erworben, die ihrer Ruhe eben so nachtheilig war, als dem Wohle des Staats. Ueberhaupt aber ging Maria so verschwenderisch mit den hinterlassenen Schätzen des Königs um, daß die Staatskassen nur gar zu bald erschöpft wurden.

Nach der Salbung des jungen Königs zu Rheims wußten es Conchini und sein Anhang so zu drehen und zu wenden, daß der rechtschaffene Minister Sully, dessen treuen Diensten Frankreich sein Heil zu verdanken hatte, seine Entlassung fordern mußte. Er erhielt dieselbe *), und ging auf seine Güter. Diese Entfernung hatte nicht nur auf die Staatsverwaltung, sondern auch auf den innern Frieden des Reichs den größten Einfluß. Alles, was Unruhe erregen konnte und wollte, wartete auf die Entfernung eines so unbestechlichen Mannes, der jede Empörung durch seine Scharfsichtigkeit im Keime erstickt haben würde. Er allein war es, der das Königliche Ansehen behaupten konnte, das Mariens

*) Den 26. Februar 1611

Schwäche verächtlich machen mußte, die höchstens eine augenblickliche Treue mit niederträchtigen Gefälligkeiten erkaufen konnte, mit Hingebungen, die selbst die zu Aufrührern stempelten, die sie mit Geschenken überhäufte, indem andere zum Scheine sich unwillig erzeigten, um auch beschenkt zu werden.

Daher gab es am Hofe ewige Zänkereien, in welche die Königin sich mischte, und Conchini (der jetzt zum Marquis d'Ancre gestempelt worden war) nährte mit großer Gefälligkeit diese Zwiste. So war die Königin ewig mit Kleinigkeiten beschäftiget, und dergleichen häuslichen Angelegenheiten widmete sie Zeit und Sorgen, die höhern Gegenständen der Staatsverwaltung gebührt hätten. In der Regierung des Reichs sah man nichts, als jene Politik der Intriken, die sich für Weiber so gut schickt, und die nur diesen ihren Namen verdient, wenn angenommen werden kann, daß Falschheit, List und Betrug ihre Grundlagen sind. So betrug sich die Königin während ihrer ganzen Regierung. Hofzwiste behandelte sie als Staatsangelegenheiten, und diese als jene. Täglich brachen neue Zänkereien aus,

und der Hof war der Mittelpunkt einer unzähligen Menge von Streitigkeiten, die nur entstehen können, wenn die Schwäche des Monarchen die Hofleute nicht in der schuldigen Ehrfurcht zu erhalten weiß.

Wußte sich die Königin nicht zu helfen, so wendete sie sich an den Römischen Hof, und Papst Paul V. hatte das Vergnügen zu sehen, daß sein Rath geachtet und befolgt wurde, so sehr er sich auch darüber wunderte, über Sachen befragt zu werden, die gar nicht in seine Gerichtsbarkeit gehörten. Und wie mußten nicht die Franzosen über solche Schritte erstaunen! Eigensinn und Schwäche, zwei Fehler, die sich gewöhnlich vereint und beisammen finden, waren die Grundzüge zum Charakter der Königin.

Mißvergnügt über das Benehmen der Königin, verließen einige Große den Hof. Die Protestanten glaubten sich gekränkt, es entstanden Bewegungen, und der Jesuiten wegen, die sich nur allzusehr herauszusetzen und um sich zu greifen suchten, Tumulte zu Aachen und Tours. Kaum hatte man, so gut es gehen wollte, diese Angelegenheiten beigelegt, als

abermals ein bedeutender Aufruhr der Reformirten zu Rochelle ausbrach *).

Die Prinzen und Großen waren unzufrieden mit den Ministern, und suchten dieselben zu verdrängen. Die Schwäche der Königin gab jeder Parthei Anmaßungen, und sie hatte nicht Kraft genug, mit Erfolge sich zu widersetzen. Dazu kam, daß der zum Marquis d'Ancre erhobene Günstling Conchini, nebst seiner Frau eine gar zu große Herrschaft über die Königin ausübten, dieselbe ihrem Willen ganz unterworfen hatten, und sie zur Theilnehmerin all ihrer Kabalen zu machen wußten. Durch den Mißbrauch ihrer Gewalt erniedrigten sie ihre Regentin, machten ihre Regierung verächtlich, und gaben den Großen des Reichs einen Vorwand, ihre Gewalt zu vergrößern, indem sie aus den einheimischen Zänkereien Nutzen zu ziehen suchten. Die unternehmenden Protestanten aber, welche die Lage der Königin und ihre Furchtsamkeit kannten, empörten sich allenthalben, weil sie wußten, daß das sicherste Mittel, alles zu erhalten, sey, sich furchtbar zu machen.

*) 1612.

So war nun leicht vorauszusehen, daß das Reich auf dem Punkte stand, in Unruhen und Verwirrung zu gerathen, die um so gefährlicher werden mußten, je schwächer der Staat war. Die Verschwendungen der Königin, die Prinzen für sich zu gewinnen, sättigten die Habsucht derselben nicht, vielmehr nährten sie dieselbe nur. Durch die erhaltenen Geschenke machten sie sich Anhänger, suchten die ihnen verliehene Macht gegen die Regentin selbst zu gebrauchen, und den Krieg in den Schoos ihres Vaterlandes zu spielen. Und so steckten sie endlich *) die Fahne des Aufruhrs öffentlich auf.

Der Duc de Bouillon suchte den Prinzen Condé aus persönlichem Hasse gegen Ancre zu gewinnen. Er bot ihm „seine Person, sein Vermögen und 100,000 Mann zum Besten des Staats an, welchen dieser Schurke von Florentiner unterdrücken wolle.“ Der Prinz war gewonnen. Mehrere Große traten zu seiner Parthei, und alles schien zu einem bürgerlichen Krieg sich zu rüsten.

*) 1614.

Die Königin nahm, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zu Unterhandlungen. Der Prinz wollte sich nicht einlassen, und von den Seinigen wurde durch den Duc de Nevers das Schloß Mezieres genommen. Er suchte die Hugonotten an sich zu ziehen, und Vendome ergriff gleichfalls seine Parthie.

Maria war in der größten Verlegenheit. Sie wollte keinen Krieg, ließ neue Unterhandlungen anknüpfen, und gewann endlich ihre Feinde durch Nachgiebigkeit und große Geschenke. Durch Erkaufung eines schändlichen Friedens glaubte sie Frankreich von den drohenden Uebeln der Zerrüttung zu befreien. Ihre Standhaftigkeit aber würde zerstört haben, was ihre Schwäche nur verstärkte.

Indessen wurde die Mündigkeit des Königs erklärt. Zwischen dem Prinzen Condé aber und dem jetzigen Marschall d'Ancre erhoben sich neue Zwistigkeiten. Dieser warb Truppen an; der Prinz auch. Die Gefahr wurde drohend. Der König ging zur Armee. Es wurde ein Manifest erlassen *), durch wel-

*) Den 10. Sept. 1615.

ches der Prinz und seine Anhänger, als Aufrührer und Verbrecher gegen den Staat, ihres Standes, ihrer Würden und Ehren beraubt wurden.

Der Prinz gab eine Gegenerklärung heraus, und die Reformirten erklärten sich für ihn.

Der König gebot den Protestanten die Waffen niederzulegen, bei Strafe als Rebellen und Verbrecher der beleidigten Majestät behandelt zu werden.

Indessen kam die Braut des Königs, Anna von Oesterreich zu Bourdeaux an *), und zwei Tage darauf geschah die feierliche Vermälung. Während dies vorging, rückte die Armee des Prinzen Condé in Poitou ein.

Es kam nur zu unbedeutenden Gefechten. Maria wußte abermals geschickt zu unterhandeln, und der Friede wurde geschlossen *), so gut es gehen wollte, und Condé wurde beredet, wieder nach Hofe zu gehen, was er auch that.

---

*) Den 21. Nov. 1615.

**) Den 3. Mai 1616.

Gegen Ancre aber brach das Mißvergnügen täglich stärker aus; er mußte für sein Leben fürchten. Die Prinzen traten endlich öffentlich gegen ihn auf, und wollten ihn sogar bei Condé ermorden, was dieser jedoch verhinderte, und eine andere Gelegenheit zu suchen bat, ihn los zu werden. Dieser ging sogleich in seine Statthalterschaft nach Caen, seine Frau zu bereden, sich mit ihm nach Italien einzuschiffen.

„Ich sehe wohl, — sagte er, — daß für den König und für uns alles verloren ist. Wollte Gott, wir wären in einer Barke, mitten im Meere, und schifften nach Florenz zurück!"

Seine Freunde aber beredeten ihn zu bleiben und sich zu rächen.

Die Königin wurde immer verlegener, und beschloß endlich, sich der Prinzen zu bemächtigen. Condé wurde verhaftet und in die Bastille gebracht. Die Prinzen flohen, als sie das vernahmen, nach Soissons, und schlossen einen Unionstraktat unter sich. Der Pöbel in Paris wurde unruhig. Alle schrien: „der infame Marschall d'Ancre hat den ersten Prinzen des Reichs verhaften lassen; strafet ihn ab!"

So brach das Volk in seine Wohnung ein, und plünderte dieselbe zwei Tage lang aus. Die Prinzen warben Soldaten, und traten unter die Waffen.

Ancre's Gegenparthei wurde stärker, und die Minister versuchten es endlich, dem Könige die Augen selbst zu öffnen. Dieser ließ den Marschall verhaften und seine Mutter bitten, sich zu entfernen.

Als Vitri den Marschall im Louvre bei der Königin fand, nahm er ihn bei der Hand, und sagte:

„Im Namen des Königs! Ihr seyd mein Gefangener.“

„Ich? — fragte der Marschall bestürzt, indem er zurücktrat. — Ich, gefangen?“

In dem Augenblicke bekam er drei Pistolenschüsse, und sank entseelt zu Boden. Die Umstehenden schrien:

„Es lebe der König! Der Tirann ist todt.“

Vitri meldete dem Könige, was geschehen war, und dieser rief aus:

„Gott sey gelobt! Mein Feind ist todt.“

Er trat an's Fenster, und das Volk jubelte:

„Es lebe der König!"

Die Begleiter des Königs antwortteten:

„Der König dankt Euch."

Das Volk plünderte hierauf das Haus des Marschalls, und seine Frau wurde verhaftet. Dem Könige wünschten alle Gerichtshöfe Glück. Der Pöbel grub den beerdigten Körper des Marschalls aus, und verübte tausend Unanständigkeiten an demselben. Hierauf hing man ihn an den Galgen, welchen er auf der neuen Brücke den Parisern zum Schreckbilde hatte errichten lassen. Endlich verbrannte man ihn mit demselben.

Das war das traurige, schreckliche Ende eines Mannes, der noch einige Tage vorher ganz Frankreich und seinen Herrn selbst zittern machte. Aus niederm Stande hob ihn das Glück auf eine so hohe Stufe der Ehre und des Ueberflusses, und stürzte ihn dann so plötzlich hinab. Von seinem Glücke und seiner Gewalt berauscht, sah er nur den Thron über sich, und sank in den sich unter ihm öffnenden Abgrund, den er nicht sah.

Als die Königin seinen Tod erfuhr, war ihre Bestürzung größer, als ihr Schmerz. Ein befürchteter Verlust ihrer Gewalt schien sie mehr zu rühren, als sein Tod.

„Ich habe sieben Jahre regiert, — rief sie aus, — und muß nun nur an den Tod denken.“

Sie war hierauf ganz still. Man sprach von der Marschallin. Sie wurde verdrüßlich und sagte:

„Ach! ich habe jetzt auf andere Dinge zu denken. Wenn man der Marschallin nicht sagen kann, daß ihr Mann todt ist, so schreie man es ihr in die Ohren. Redet mir nicht mehr von diesen Leuten. Ich habe ihnen längst gesagt, daß sie wohl thun würden, wenn sie nach Italien gingen.“

Sie ließ hierauf den König um eine Unterredung bitten. Er ließ ihr sagen:

„Das würde ein andermal geschehen können. Er werde nie vergessen, daß sie seine Mutter und er ihr Sohn sey, aber da ihn Gott als König habe geboren werden lassen, so wolle er auch sein Königreich selbst regieren. Es sey in den jetzigen Umständen nö-

thig, daß die Gewalt nicht mehr getheilt zu seyn scheine."

Hierauf wurde sie bewacht und durfte nicht ausgehen. Sie bat wiederholt vergebens um eine Unterhaltung mit dem Könige, und mußte sich endlich vom Hofe entfernen und nach Blois begeben, wo ihr aber sehr standesmäßig und ehrerbietig begegnet wurde.

Als die Collegien von ihr Abschied nahmen, sagte sie:

„Haben meine Handlungen meinem Sohne mißfallen, so mißfallen sie mir selbst. Aber ich bin gewiß, es wird eine Zeit kommen, wo er einsehen wird, wie nützlich sie ihm gewesen sind. Was den Marschall d'Ancre betrifft, so habe ich Mitleid mit seiner Seele, und beklage die Art, wie man ihn aus dieser Welt geschafft hat. Ich hoffe, Ihr werdet mich immer als die Mutter Eures jetzigen, und die Wittwe des vorigen Königs, seines Vaters, betrachten."

Als der König kam, von ihr Abschied zu nehmen, zerfloß sie in Thränen, bedeckte ihr Gesicht mit einem Tuche, führte ihren Sohn an ein Fenster und sagte schluchzend:

„Es kränkt mich, mein Herr! daß ich während meiner Regentschaft Euere Staaten nicht nach Euerem Wohlgefallen regiert habe. Aber ich habe es gewollt, und bin immer Euere ergebenste Mutter gewesen."

Der König antwortete:

„Ich danke Euch, Madame! für Euere gehabte Mühe und den bezeigten guten Willen bei der Verwaltung meines Reichs. Ich bin damit zufrieden, bin Euch verbunden, und werde stets Euer ergebenster Sohn seyn."

„Ich werde alles, was mir geschehen ist, gern vergessen, wenn nur Euch nichts übles geschieht."

Der König wünschte diese Unterredung zu enden, und bückte sich, seine Mutter zu umarmen. Sie aber sprach:

„Mein Herr! Ich bitte mir noch eine Gnade aus, und schmeichle mir die Gewährung meiner Bitte. — Gebt mir meinen Intendanten Barbin wieder; denn, wie ich sehe, wollt Ihr Euch seiner doch nicht bedienen."

Der König sah sie an, ohne ein Wort zu antworten. Sie sprach weiter:

„Versagt mir diese einzige Bitte nicht!"

Er sah sie immer an und sprach kein Wort. Sie fuhr fort:

„Vielleicht ist es die letzte, die ich je an Euch thun werde.“

Er antwortete nicht. Sie küßte ihn, und rief aus:

„Es sey!“

Der König machte eine Verbeugung und ging. Diese Härte stürzte Marien in einen so heftigen Schmerz, daß sie sich nicht aufrecht halten konnte. Sie lehnte sich an die Mauer und weinte bitterlich.

Einige Augenblicke darauf ging sie mit ihren Töchtern und ihrem Gefolge nach Blois.

Der König trat auf den Balkon, sie in den Wagen steigen zu sehen, und ging dann auf die Gallerie, um sie auch über die Brücke fahren zu sehen. Es war, als wollte er sich ein Vergnügen daraus machen, seine Augen an einem so herzergreifenden Schauspiele zu weiden, welches ihn hätte rühren sollen, hätte nicht sein Günstling Luynes die Stimme der Natur in ihm zu ersticken gewußt. Da er aber unaufhörlich dem Könige vorstellte, seine Krone sey, wie sein Leben, in Gefahr, so lange seine

Mutter um ihn wäre, so hatte er sie ihm so verhaßt gemacht, daß er in ihr seine ärgste Feindin sah, und froh war, als er sie entfernt und sich von ihr befreit wußte. Sobald sie ihm aus den Augen war, ging er nach Vincennes, sich mit seinem Lieblinge Glück zu wünschen, das beschwerliche Staatsjoch abgeschüttelt zu haben *). Dem Papste wurde gesagt, die Königin habe der Regierungslast freiwillig sich begeben, um sich in die Einsamkeit zu begeben, und sich den Religionsübungen freier widmen zu können.

Acht Tage nach der Abreise der Königin wurde die Marschallin d'Ancre aus der Bastille in die Conciergerie gebracht. Bei dem Eintritt in dieses Gefängniß rief sie aus:

„Hierher bringt man mich? Ach! Nun bin ich verloren."

In dem ihr gemachten Prozesse wurde ihr besonders vorgeworfen: Sie habe jüdische Zauberer an sich gezogen, und Sterndeuter befragt, wie lange der König leben werde; sie habe sich

---

*) Le Vassor Hist. de Louis XIII. T. 1. p. 688.

eines unermeßlichen Vermögens auf unerlaubte Art bemächtiget, und der Königin schlechte Rathschläge zum Verderben des Staats gegeben.

Mit großer Standhaftigkeit antwortete sie: „Den größten Theil ihres Vermögens verdanke sie der Großmuth des Großherzogs von Florenz und einigen Geschenken der Königin, übrigens aber sey sie eine gute Haushälterin gewesen. Eine Zauberin sey sie nicht, und habe über die Königin sich keiner anderen Gewalt bedient, als der, welche jederzeit ein starker über einen schwachen Geist habe.“ Aber ihr Urtheil wurde gesprochen *): sie sollte enthauptet und ihr Körper verbrannt werden; was auch geschah. Ihr Vermögen wurde eingezogen.

Die Königin vernahm zu Blois mit dem größten Schmerze den tragischen Tod ihrer Freundin, und beklagte sie laut und öffentlich. Luynes hörte nicht auf, sie zu verfolgen, und ließ ihr die Wirkungen seines Hasses und seiner unumschränkten Gewalt bei jeder Gelegenheit fühlen. Die Bemühungen ihrer Freunde, ihr

*) Den 8. Julius 1617.

einen Anhang zu verschaffen, oder sie nach Italien zu entführen, wurden entdeckt und bestraft. Des Königs Günstling herrschte nach Wohlgefallen, mit aller ihm beliebigen Eigenwilligkeit und Macht.

Dennoch gelang es Mariens Freunden endlich, sie zu befreien. Sie entwich in der Nacht *) aus Blois, ungeachtet der Kundschafter und Wachen, welche sie umgaben, und begab sich zu Vendome nach Angouleme. Von hier aus schrieb sie dem König einen rührenden Brief. Luynes war außer sich und rieth dem Könige, seine Mutter mit Gewalt zurückführen zu lassen. Die Königin schrieb abermals an den König: „bat ihn, keine Gewalt gegen seine Mutter zu gebrauchen, und betheuerte, daß sie nicht nach der Regierung strebe, sondern in Ruhe leben und sterben wolle."

Der König schickte den Bischoff von Luçon ab, sie zur Zurückkunft nach Blois zu bewegen, und schrieb ihr auch einen sehr trockenen Brief. Sie antwortete darauf,

---

*) Den 20. Februar 1619.

und bat ihn, seine Truppen zurück zu ziehen.

Epernon rüstete sich nun zum Kriege, und mehrere der Königin ergebene Edelleute stießen mit ihren Knechten zu ihm. Bethune rieth der Königin, Epernon zu verlassen und sich in die Arme ihres Sohnes zu werfen, sie aber antwortete:

„Nie werde ich das thun. Läßt man Truppen anrücken, werde ich denselben andere entgegenstellen. Ich selbst werde mich an ihre Spitze stellen und die Kugeln, welche Epernon treffen sollen, müssen erst durch meinen Leib gehen. Auf meinen Befehl hat er mich aus Blois entführt. Ich bin ihm meine Freiheit schuldig; ich werde auch wissen, erkenntlich zu seyn."

Es kam zwischen den Truppen zu verschiedenen Gefechten, in welchen die Königlichen nicht glücklich waren.

Endlich kam es zu einem Vergleiche. Epernon erhielt die Huld des Königs wieder (das Wort Verzeihung ließ er nicht in den Vergleich einrücken) und 50,000 Kronen. Alle erhielten Verzeihung, welche die Waffen ergriffen hatten, und der König zahlte seiner Mut-

ter achtzehnhundertausend Franken zu Bezahlung ihrer Schulden.

Hierauf ließ der König seine Mutter ersuchen, zu ihm zu kommen. Sie machte sich auf den Weg, und er ging ihr bis Cruziere entgegen. Er bezeigte viel Freude, sie wieder zu sehen, und sie war außerordentlich froh, mit ihrem Sohne wieder vereiniget zu werden; häufig flossen ihre Thränen und benetzten sein Gesicht. Ihn umarmend, sagte sie:

„Mein Herr Sohn! wie groß seyd Ihr geworden.“

Er antwortete freundlich:

„Ich bin gewachsen, Madame! um Euch zu dienen *).“

Die Königin Anna kam dazu, und alle gingen nach Tours, wo sie eilf Tage verweilten. Hierauf begab sich der König nach Compiegne, und Maria ging nach Chinon. Bald darauf **) wurde Prinz Condé seiner Haft entlassen, was die Königin sehr beunru-

---

*) Griffet Hist. de Louis XIII. T. I. p. 249.

**) Den 20. Oktober 1619.

higte, denn sie sah wohl ein, daß Luynes Absicht dahin ging, ihr ihn entgegen zu stellen. Deshalb wollte sie auch nicht nach Paris gehen, wohin zu kommen der König sie eingeladen hatte. Wiederholt sendete er Abgeordnete an sie nach Angers, sie zu bewegen, seiner Einladung zu folgen. Sie aber, welche darinne nur Hinterlist sah, bewaffnete ihre Freunde, ließ Truppen werben, und setzte sich in Vertheidigungsstand. Luynes beredete den König, Gewalt zu gebrauchen. Er ging zur Armee.

Als Maria dies vernahm, stellte sie sich sogleich an die Spitze ihrer Truppen, ging auf la Fleche los, nahm die Stadt ein, und rückte bis Mons. Hier aber fand sie die Königliche Armee, und sah sich genöthiget, sich nach Angers zurückzuziehen. Die Königliche Armee machte größere Fortschritte, Pont de Cé wurde genommen, ihre Anhänger fingen an, sie zu verlassen. St. Aignan war der einzige, der ihr getreu blieb, aber nach einem unglücklichen Gefechte wurde auch er gezwungen, sich zu ergeben. So sah Maria sich genöthiget, einen Friedenstraktat zu

unterzeichnen*), der ihr angeboten wurde, um nicht alles zu verlieren.

Bei der Zusammenkunft mit ihrem Sohne sagte dieser lächelnd und freundlich, indem er sie bei der Hand nahm:

„Nun habe ich Euch, und Ihr sollt mir nicht wieder entkommen.“

„Ihr werdet, — antwortete sie, — keine große Mühe haben, mich zu halten, weil meine Absichten nur Euerm Verlangen dienen sollen. Ich bin fest entschlossen, Euch nicht wieder zu verlassen, und schmeichle mir, so behandelt zu werden, wie die Mutter eines Sohnes, der so ist, wie Ihr.“

Bald darauf starb Luynes am Scharlachfieber, und die Königin trat wieder in den Königlichen Rath, und erhielt das Gouvernement Brouage.

Der König bekam Krieg mit den Hugonotten und Engländern, und befand sich größtentheils selbst bei der Armee. Die Königin verhielt sich sehr weise, und beschäftigte sich

*) Den 10. August 1620.

mit den Verheirathungen ihrer Prinzen und Prinzessinnen.

Nach einer Belagerung und tapfern Vertheidigung von achtzehn Monaten ergab sich Rochelle*) dem Könige.

Indessen hatte der Kardinal Richelieu sich der Gunst des Königs in einem so hohen Grade bemächtiget, daß Maria dabei nicht gleichgültig bleiben zu können glaubte. Sie bat vergebens um seine Entfernung. Mehrere hatten sich zu seinem Sturze verschworen, aber der König selbst gab ihm Nachricht davon, und schützte ihn. Vergebens suchte der Kardinal selbst die Königin zu besänftigen, sie blieb seine Todfeindin. Er ging nach Versailles zurück, und der König empfing ihn außerordentlich höflich. Der Kardinal fiel nieder und dankte für seine Güte. Der König sagte:

„Wenn ich ein guter Herr bin, so sehe ich auch in Euch den getreuesten meiner Diener, und glaube um so mehr mich verpflichtet, Euch zu schützen, da ich Zeuge Euerer Hochachtung und Ergebenheit gegen die Königin gewesen bin.

---

*) Den 27. Oktober 1628.

Ich werde die Kabale Euerer Feinde, welche die Leichtgläubigkeit meiner Mutter mißbrauchen, zu vernichten wissen. Fahrt fort, mir gut zu dienen, und ich werde Euch gegen alle, die Euern Untergang geschworen haben, aufrecht zu erhalten wissen."

Der König hatte den Kardinal aufheben lassen, er aber warf sich wieder vor ihm nieder, und rief aus:

„Um Gottes willen, Sire! erlaubt mir, mich in ein dunkle Einöde zu begraben, um das Unglück zu beweinen, von der Königin, die mich mit Wohlthaten überschüttet hat, für einen Undankbaren gehalten zu werden."

„Ich will, — fiel der König ein, — daß Ihr als Premierminister auf Euerm Posten bleibt, und verlange keine Widerrede."

Hierauf ließ ihm der König die Zimmer des Grafen von Soissons einräumen, um ihn immer um sich zu haben.

Vergebens bemühte man sich aber, die Königin mit ihm auszusöhnen. Ihr Zorn gegen ihn beunruhigte ihren Geist dergestalt, daß sie stets in Widersprüchen von ihm sprach. Sie gab ihm dies und jenes Schuld,

läugnete es wieder ab, nannte ihn einen klugen Staatsmann, widersprach sich wieder selbst; bald nannte sie ihn einen Lügner, bald einen ehrlichen Mann. Dies stimmte das Vertrauen des Königs zu ihr herab. Ihre Hitze verrieth ihren Haß, und ihr Zorn wurde Wuth, wenn sie gegen den verhaßten Mann sprach. Sie zog die Sterndeuter zu Rathe, und alle gaben ihr gute Hoffnung, bald den Sturz des Verhaßten zu sehen. Sie ging also nach Compiegne *) und man versuchte es vergebens, sie zu bewegen, zur Rathsversammlung zu kommen. Der König kam zu ihr, und ging so weit, daß er sich vor ihr auf die Knie warf, um sie zu beschwören, dem Kardinal ihre Gnade wiederzuschenken, und bot sich zum Bürgen für seine Treue an, konnte sie aber nicht erweichen.

Da also nichts bei ihr auszurichten war, hielt der König einen außerordentlichen Rath, um zu berathschlagen, was zu thun sey. Der Kardinal wollte seine Stimme nicht geben, und sagte:

---

*) Den 17. Februar 1631.

„Meine Entfernung wird vielleicht den Haß der Königin besänftigen, vielleicht wird sie aufhören, Anschläge gegen den Staat zu fassen, wenn sie mir die Regierung desselben nicht mehr anvertraut sieht. Ich werde gern darein willigen, in's Meer geworfen zu werden, um das Schiff zu retten, wenn ich nur der Huld meines Königs versichert bin.“

Aber die Königin wurde aus dem Staatsrathe entfernt, und erhielt den Befehl, zu Compiegne zu bleiben. Sie aber ging davon, und flüchtete nach la Cappelle, wo sie sicherer zu seyn glaubte. Bald darauf ging sie nach Avennes, und eilte nach Brüssel, wo sie von der Infantin Isabella Maria mit großer Theilnahme empfangen wurde. Der König, da der Aufenthalt seiner Mutter bei den Spaniern als ein Aufruhr betrachtet wurde, zog ihre Güter und ihren Wittwengehalt ein.

Maria wurde krank in Brüssel, und bat den König schriftlich, nach Paris zurückkommen, oder nach Rom gehen zu dürfen. Beides wurde ihr abgeschlagen. Sie ging

also nach Holland *), und wurde zu Herzogenbusch von dem Prinz von Oranien sehr freundlich empfangen und aufgenommen. Darauf durchreisete sie Holland, und ging zu Schiffe nach England.

König Karl verbarg es, wie unangenehm es ihm war, die Königin entschlossen zu sehen, in England zu bleiben, und bezeigte ihr die lebhafteste Theilnahme an ihrem Unglück, mit dem Erbieten, zu dessen Erleichterung alles beizutragen, was in seinen Kräften stehe.'

Er brachte sie darauf nach London, wo sie einen prachtvollen Einzug hielt, und wies ihr im Pallast St. James eine geschmackvolle Wohnung an. Um sie noch mehr von seiner Zuneigung zu überzeugen, setzte er mit Englischer Großmuth für ihren täglichen Aufwand 100 Pfund Sterling aus, und diese wurden ihr während den drei Jahren, welche sie in England verlebte, regelmäßig bezahlt.

Richelieu war nicht wenig verlegen, zu

*) 1638.

hören, wie ehrenvoll König Karl seine Feindin empfangen hatte. Er fürchtete, sie möchte ihn bewegen, sich mit dem König Philipp von Spanien gegen Frankreich zu verbinden, und ließ deshalb dem Könige durch den Grafen Estrades allerlei freundliche Vorstellungen thun. Der König wollte nichts versprechen, und antwortete nur: Seine Ehre erfordere es, den Seestädten Flanderns zu Hülfe zu kommen, wenn der König sie angriffe, und das Gastrecht könne und werde er nicht verletzen.

Der Französische Gesandte Bellievre zu London wurde beredet, die Königin zu sprechen. Er blieb aber sehr kalt, und entschuldigte sich, keine Ordre dazu zu haben, mit ihr über irgend etwas zu unterhandlen. Die Königin fuhr fort:

„Nun gut! so hört mich wenigstens an. Ich ersuche Euch, dem Kardinal zu melden, daß ich wünsche, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Gebt ihm Nachricht von dem äußersten Elende, in welches ich gebracht bin. Meine Wünsche schränken sich nur darauf ein, wieder in der Nähe meines Sohnes zu

seyn. Bleiben will ich, wohin er mich schickt. In Staatsgeschäfte will ich mich nie mischen. Wer ihm verhaßt oder verdächtig ist, den will ich von mir thun. Ich bin bereit, alles zu thun, was mein Sohn mir befehlen und der Kardinal mir anrathen wird. Ihn lasse ich beschwören, mich aus der traurigen Lage zu ziehen, in der ich mich befinde, mich der Noth zu entreißen, die mich zwingt, — mit Thränen sage ich es! — mein Brod in der Fremde zu betteln."

Bellievre versicherte, er könne und dürfe sich mit dieser Sache nicht befassen, es überschreite seine Vollmacht. Auf Zureden der Königin von England aber meldete er endlich doch seinem Könige und dem Kardinal die mit Marien gehabte Unterredung.

Hierauf ertheilte Richelieu eine Antwort, welche er von dem Könige unterzeichnen ließ. In derselben sagte er: „Das wenige Vertrauen, welches die Königin stets gegen ihren Sohn gezeigt habe, erlaube ihm nicht, ihren Versprechungen Vertrauen zu schenken. Sie habe eine zu unruhige Gemüthsart, als daß es ihr an Einem Orte gefallen könne, wie man das

schon jetzt wiedersehe. Ohne Kabalen zu machen, könne sie nicht leben, und es würde also ihr Aufenthalt in Frankreich nicht erfreulich seyn. Der König habe ihr oft schon den Antrag gemacht, nach Florenz zurückzugehen, wo er ihr Einkünfte anweisen werde, u. s. w."

Hierauf schickte Karl den Lord Germain nach Frankreich, in dieser Angelegenheit zu unterhandlen, und Maria schrieb an den Kardinal. Es wollte aber nichts glücken. Maria war so niedergeschlagen, daß sie stets seufzend und weinend umherging, und allen Freuden des Lebens entsagte.

Der Kardinal aber, der sie zwingen wollte, nach Florenz zu gehen, suchte einige Parlamentsglieder zu bestechen, es dahin zu bringen, daß man die Königin zwingen möchte, England zu verlassen. Allein das wollte ihm bei der Englischen Großmuth nicht gelingen. Doch der Pöbel war zu gewinnen. Er rottete sich zusammen, raisonnirte über die Katholikin, über die Menge der bei ihr befindlichen Pfaffen, und es mußte der Königin Wache gegeben werden. Dies erbitterte den aufgebrachten Pöbel noch mehr, und das Parlament sah sich endlich

genöthiget, den König zu ersuchen, die Königin zu bitten, seine Staaten zu verlassen. Sie selbst sah, was sie zu fürchten hatte, und verfiel darauf, England zu verlassen.

Der König von Spanien schlug es aus, ihr einen Zufluchtsort in den Niederlanden zu geben, und der Prinz von Oranien fand es bedenklich, sie, als Katholikin, in Holland aufzunehmen.

Allenthalben abgewiesen, fand die unglückliche Fürstin keinen anderen Ausweg, als nach Kölln zu fliehen *). Das Parlament schenkte ihr 3000 Pfund baares Geld und 6000 Pfund in Anweisungen, und die Königin trat ihre Reise an **). Sie landete in Vlissingen, und ging am Rheine hinauf nach Kölln. Hier lebte sie eingezogen und ganz im Stillen. Gram und Verdruß, die erduldeten Erniedrigungen so mancher Art, hatten ihren Muth dergestalt entkräftet und ihre Seele so sehr geschwächt, daß sie selbst das Vermögen zu klagen verloren

K 2

*) 1641.

**) Le Vassor Hist. de Louis XIII. T. VI. p. 298.

zu haben schien. So lebte sie, bis der Augenblick kam, der ihr Unglück mit ihrem Leben endigte.

Als sie die Annäherung des Todes fühlte, empfing sie die Sakramente, und ließ den päpstlichen Nuntius *) rufen. Dieser betete mit ihr, und fragte sie:

„Ob sie auch allen Feinden, besonders dem Kardinal Richelieu vergebe?“

„Von ganzem Herzen“, — antwortete die Königin.

„Wollt Ihr denn wohl, — fuhr der Nuntius fort, — um ihn davon zu überzeugen, das Armband hier schicken?“

„Ach! das ist zu viel!“ — seufzte sie.

Der Nuntius schwieg, und erklärte nachher, er wünsche nicht diese Forderung gemacht zu haben. Der Kurfürst von Kölln, der ihr viel Achtung und Freundschaft erzeigte, kam dazu. Sie empfing die Communion, vertheilte ihren Schmuck, und machte ihr Testament. Hierauf erhielt sie die letzte Oelung, und starb den 3. Jul. 1642 im 69sten Jahre ihres Lebens.

Ihr Tod machte am Französischen Hofe keinen

*) Es war Fabio Chigi, welcher nachher unter dem Namen Alexander VII. Papst wurde.

Eindruck, wo sie niemand bedauerte, selbst ihr Sohn, der König, nicht, jedoch war er darüber betrübt. Der Kardinal aber ließ allen seinen Leuten Trauer anlegen und der Abgeschiedenen eine prächtige Todtenfeier halten. Er beklagte ihr Ableben, und nannte sie seine gute Königin, indem er sie durch Einziehung ihres Wittwengehaltes dem äußersten Mangel Preis gegeben hatte, und so lange er lebte, keinen einzigen Artikel ihres Testaments vollziehen ließ. Erst nach seinem Tode ging Pani auf Befehl des Königs nach Kölln, den Leichnam der Königin abzuholen. Er wurde nach Frankreich gebracht, und mit großem Gepränge zu St. Denys beigesetzt.

Betrachtet man die sonderbaren Begebenheiten des Lebens dieser unglücklichen Regentin genau, so fühlt man sich genöthiget, ihr selbst die Schuld an allem Unglück, welches sie traf, zuzuschreiben. Das Glück hatte sie auf den schönen Thron Frankreichs gesetzt, und ihr einen geachteten Gemal gegeben, dessen Herz sie aber nie gewinnen mochte, da sie ohne die geringste Klugheit sich allen Aufwallungen ihrer heftigen Leidenschaften überließ. So konnte sie auch nie sein Vertrauen gewinnen, Ihre Schwachheit erzeugte ih-

re Verschwendungen, sie hatte keine Grundsätze, als ihren Eigensinn. So ergab sie sich dem Marschall d'Ancre, und konnte nie es über sich gewinnen, das sich selbst aufgelegte schändliche Joch abzuwerfen. Von Bösewichtern gelenkt, wurde sie selbst das Opfer ihrer beharrlichen Kurzsichtigkeit. Von einem Lande zum andern irrend, konnte sie nirgends eine bleibende Stätte finden, weil man ihres Charakters wegen sie allenthalben fürchtete. Sie verstand es nicht, sich einen Beschützer zu erwerben. Aber dem allen ungeachtet wird die Nachwelt es dem Kardinal Richelieu nie verzeihen können, daß er, nicht zufrieden, ihr das Herz ihres Sohnes geraubt zu haben, ihr auch noch Lebensunterhalt versagte. Das hieß in der That die Rache bis zur Unnatürlichkeit treiben!

Maria konnte alle ihre Mängel mit keiner Erhabenheit bedecken, und alle ihre Fehltritte sind ein Beweis, daß es sehr gefährlich ist, über andere herrschen zu wollen, wenn man nicht fähig ist, sich selbst zu regieren.

Isabella und Giovanna
von Arragonien.

Isabella von Arragonien.

Isabella, eine Tochter Herzog Alfons von Calabrien, eines Sohnes Königs Ferdinands von Neapel, wurde an Giovanno Galeazo Sforza, Herzog von Mailand, vermält. Sein Oheim Lodoviko Sforza, unter dessen Vormundschaft er vor seiner Vermälung stand, war nicht gesonnen, dieselbe nach derselben aufzugeben, und suchte dieselbe mit vieler Entschlossenheit geltend zu machen.

Die öffentliche Vermälung des Brautpaars geschah zu Mailand mit großen Feierlichkeiten *). Jedermann beeiferte sich, so gut er konnte, dieselben zu erhöhen, und wo das edle Paar auf seinem Wege einkehrte, oder sonst verweilte, verherrlichte man den Empfang des-

*) 1489.

selben. So gab z. B. zu Tortona ein Edelmann, Burguncio Botta, in seiner Wohnung demselben eine köstliche Abendmalzeit, bei welcher jeder Aufsatz der Speisen mit einer Art von Oper begleitet wurde *), welche die Einführung dieser musikalischen Handlungen mehr wegen der Neuheit, als wegen anderer Schönheiten, angenehm zu machen anfing.

Isabella war schön, klug und viel eigenwillig. Da sie sah, daß der Oheim den Vormund über ihren Gemal fortspielen wollte, flößte sie demselben Muth ein, zu zeigen, daß er seine Rechte sich rauben zu lassen nicht gesonnen sey, und den Besitz derselben allein behaupten wolle. Allein er hatte es mit einem starken und sehr gewandten Gegner zu thun, dem nicht so leicht etwas zu nehmen war, was zu behaupten er beschlossen hatte. Listig und verschlagen, wußte er sich da, wo er stehen wollte, gegen seinen Neffen wohl zu erhalten, so gerecht auch dessen Ansprüche und Forderungen waren.

---

*) Menestrier Tr. des Représentations en Musique. p. 157.

Noch schlimmer für diesen war es, daß sein Herz, als er die schöne Prinzessin sah, so lebhaft für dieselbe entzündet wurde, daß er den Besitz derselben selbst zu erringen hoffte. Sie war nur durch einen Bevollmächtigten vermält worden, und dies hoffte er ungültig machen zu können.

Was er empfand und wünschte, entdeckte er der Prinzessin selbst, und gab ihr die Versicherung, daß sie, mit ihm vermält, desto gewisser herrschen werde. Sie verwarf mit Stolz diesen Antrag. Der zärtliche Vormund ließ sich dadurch nicht abschrecken, und suchte die Vollziehung der Ehe zu hindern. Seine Zeitgenossen beschuldigten ihn gebrauchter Zaubermittel und des sogenannten Nestelknüpfens. Zu gleicher Zeit aber eröffnete er auch in dieser Angelegenheit Unterhandlungen mit dem Neapolitanischen Hofe, aber vergebens. So wurde er also genöthiget, die gewünschte Beute seinem Neffen zu überlassen, aber der Rache entsagte er nicht, welche er nun an Isabellen auszuüben beschloß.

Verschiedene Dinge, welche ihrem Geschmacke schmeichelten, oder ihr Vergnügen machten,

entzog er ihr, und vermälte sich mit einer Prinzessin, welche ihr den Vorzug der Schönheit streitig machen sollte, mit Alfonsinen, der Tochter Erkole d'Este, des Herzogs von Ferrara. Sie war ein ziemlich vollkommenes Gegenstück Isabellens, nur bei einem Wettstreite, welchen Paris zu entscheiden gehabt hätte, würde sie den Apfel nicht erhalten haben, denn ihre Gegnerin war schöner, als sie. Und was gebrach ihr also nicht! Denn so oft man auch schon von dem vergänglichen Gute der Schönheit gesprochen hat, so hat dasselbe doch stets seinen entscheidenden Werth zu behaupten gewußt, und weder Dichtern noch Rednern ist es gelungen, das Gegenwärtige durch das Zufällige, Zukünftige zu verdrängen. Also Alfonsine konnte nicht in einem so gewagten Spiele gewinnen, so viel sie auch einzusetzen haben mochte. Nur darinne waren beide einander gleich, daß sie ohne Grund für ihre Geburt *) so hoch eingenommen, daß sie hochmüthig und stolz, und beide mehr aus Ruhmliebe,

*) Ihre Großväter waren beide Bastarde.

als aus angeborener Neigung waren, was alle Frauen seyn sollten. Zu ihrer Heirath hatte Isabella sich entschlossen, Alfonsine aber dieselbe gesucht und nach derselben gestrebt, mehr um Regentin, als Gattin zu seyn, mehr um zu herrschen, als ihren Gemal zu lieben. Obgleich in Häusern erzogen, wo Sparsamkeit Tugend gewesen war, liebten sie doch die Pracht ungemein, und waren sehr verschwenderisch.

Beide wohnten in Einem Schlosse, und speisten an Einer Tafel, wo es täglich ohne Verdruß nicht abging, und die nie vergnügt verlassen werden konnte. Die Hofdiener waren Alfonsinen mehr ergeben, als Isabellen, weil der Gemal jener freigebiger war, als der junge Herzog. Daher sah sich Isabelle von diesen luftigen Mücken nicht stark umschwebt, ja, bald gar verlassen und einsam. Diese Einsamkeit und ein nur allzumäßiges Einkommen trieben sie zu einer Art von Verzweiflung, in welcher sie ihrem Vater und Großvater schrieb, sie von diesem Leben zu befreien, sollte sie sich nicht das Leben nehmen.

Was aber mit dem listigen Sforza anzufangen? Er war es, der die Franzosen nach Italien zog, die das in Neapel regierende Haus Arragonien vertrieben. Die Sache noch weiter zu treiben und seinen Endzweck desto sicherer zu erreichen, ließ er seinem Neffen Gift beibringen, und als er starb, das Gerücht verbreiten, er habe sich in der Liebe zu seiner Gemalin übernommen.

Die Franzosen rückten in Mailand ein, und Isabella floh nach Neapel, und endlich auf die Insel Ischia, als sich der König Friedrich gezwungen sah *), sich dem Französischen Könige Ludwig XII. auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Unglückliche verlor in kurzer Zeit ihren Großvater, Gemal, Vater, Bruder, Oheim und Sohn. Nur das war ihr Trost, daß ihr Verfolger Sforza seine Frevelthaten in Frankreich selbst in sehr harter Gefangenschaft, die nur mit seinem Tode sich endigte, büßen mußte, und auch das gab ihr Freude, ihre Tochter Bona,

*) 1501.

mit dem König Sigismund von Polen vermält zu wissen. In einer kleinen, ihr zum Wittwensitze angewiesenen Stadt verlebte sie den Ueberrest ihrer Tage mit einer Resignation, die bewies, daß ihr widriges Glück das königliche Ansehen ihrer Hoheit, in welcher sie erzogen war, nicht erstickt hatte.

Vor ihrem Tode wallfahrtete sie in Begleitung vieler Frauen, die alle wie Bräute geschmückt waren, zu Fuße nach Rom. Als der Zug dem Vatikane zuging, war der Zulauf ungemein stark, und alles drängte sich herbei, ein so schönes und seltenes Beispiel fraulicher Andacht zu sehen, und dasselbe mit Beifall zu beehren.

In der zweiten Periode ihres Lebens blieb diese Prinzessin, in einem gewissen Punkte, sich nicht so getreu, wie in der ersten. Ihre Anhänglichkeiten an einen gewissen Prosper Colonn'a gaben der beobachtenden Menge viel Aergerniß und Stoff zu üblen Nachreden.

Ihre Tochter, als verwittwete Königin

von Polen, theilte diesen Ruf mit der Mutter, und starb in der größten Verachtung und Armuth.

So scheiterten also auch diese Frauen an einer so gefährlichen Klippe ihres Ruhms und Verdienstes. Ueber diesen gefährlichen Strudel zu schiffen, wie glücklich die, denen es gegeben wurde! Doch wir wissen ja, viel Licht giebt viel Schatten.

Giovanna von Arragonien.

Giovanna, eine Tochter Ferdinands von Arragonien, vermält an den Fürsten Askanio Colonna von Tagliacozzi, glänzte unter den fürstlichen Schönheiten des funfzehnten Jahrhunderts als ein erfreulicher Stern der ersten Größe. Es wetteiferten die Gelehrten der damaligen Zeit mit einander, ihr Lob zu preisen, erschöpfend alle Quellen der Metaphern, ihrer Schönheit und Tugend zu huldigen. Vielleicht hat es, außer ihr, kaum einen Mann oder eine Frau in der Welt gegeben, deren Lob und Verdienst in so verschiedenen Sprachen, durch so viele Dichter, Redner, Panegyristen ꝛc. erhöht und gepriesen wurde, als sie *). Ruscelli eignet dieser

*) Tempio alla divina Sign. Giovanna d'Arragona, fabricata da tutti i piu gentili Spiriti et in tutte le lingue principale del Mondo. Venet. 1555. Diese Schrift gab Ruscelli heraus. Ein anderer galanter Schriftsteller, Betussi, edirte zu Florenz 1566 ein Gespräch: Le Imagini del Tempio della Sign. Donna Giovanna Arrago-

Prinzessin übermenschliche Eigenschaften zu, und sagt mit der liebenswürdigsten Dreistigkeit von der Welt: „die Anbetung dieser großen Frau beziehe sich aufs höchste Wesen, welches derselben so viele Vollkommenheiten geschenkt habe.“

Die poetische Vergötterung der schönen Giovanna geschah fast auf die Art, wie die Canonisationen der Heiligen zu geschehen pflegen.

Anfangs kamen viele Gelehrte vor sich selbst auf die Gedanken, dieser Göttin Tempel und Altäre zu errichten, und ihr ihren poetischen Weihrauch zu streuen, nachher aber gelangte die Sache bei der Akademie de Dubbiosi zu Venedig *) zum Spruche, und es wurde ihr der zu errichtende Tempel bewilliget. Zwar wollten einige ihre gleichfalls sehr reizende Schwester die Marchese del Guasto gleichfalls in denselben aufgenommen wissen, was aber andere nicht zugaben. Niphetus schrieb einen Traktat vom

---

na, in welchem er das Lob vieler Damen mit dem Lobe der Göttin dieses Tempels sehr geschickt verbunden hat.

*) 1551.

Schönen, den er dieser Prinzessin nicht nur zueignete, sondern sie selbst in demselben, mit der detaillirtesten Beschreibung ihrer Person, als eine vollkommene Schönheit schilderte.

Aber nicht allein ihre Schönheit, sondern auch die Klugheit und Fähigkeit zu großen Geschäften, und die Entschlossenheit dieser Prinzessin, verdienten Bewunderung; und hierinne hatte sie vor anderen auch berühmten Frauen einen großen Vorzug.

Auf der Parthei des Colonna's widersetzte sie sich den Absichten Papst Pauls IV. und wär ihr Stand und ihr Geschlecht nicht in Betrachtung gezogen worden, man würde sie gefangen gesetzt haben. Doch wurde ihr verboten, die Stadt Rom zu verlassen, und als sie dennoch Mittel fand, zu entfliehen, untersagte der Papst die beabsichtete Verheirathung einer ihrer Töchter, und bedrohte sie mit dem Banne.

Mit ihrem Gemale scheint sie späterhin nicht in dem besten Vernehmen gestanden zu haben, indem sie auf der Seite ihres Sohnes war, der, eines Mißverständnisses wegen, zur Gefangennehmung seines Vaters nicht wenig beitrug.

Sie starb sehr betagt *), und blieb bis an ihr Ende schön.

Selbst Aretino legt ihr großes Lob bei, und da sie der Geisel dieses Mannes entgangen ist, so muß der Neid es nicht vermocht haben, ihren Sitten einen Schandfleck anzuhängen, und wie viel weniger kann es die Nachwelt wagen, dem zu widersprechen, was so viele Dichter, Prosaisten, Satyriker und Geschichtschreiber einstimmig sagen: daß sie schön, klug und tugendhaft war.

---

*) 1571.

Amalia Elisabeth,

Landgräfin von Hessen-Cassel.

Diese Prinzessin*) hat in der Geschichte sich selbst ein bleibendes Denkmal durch ihren Muth und ihre Staatsklugheit errichtet. Sie behauptet ihren Platz unter den merkwürdigsten Frauen ihres Jahrhunderts mit desto größerem Rechte, weil sie an den wichtigsten Kriegs- und Friedensgeschäften, an denen Europa damals Theil zu nehmen gezwungen war, unmittelbar und selbst Antheil nahm.

Der Schwedische Hofkanzler Salvius schrieb**): „Es ist zu bewundern, wie sonderbar die Vorsehung es gefügt hat, daß drei Frauen, die Königinnen von Schweden und Frankreich, und die Landgräfin von Hessen, sich der imponirenden Macht des Kaisers und

---

*) Geboren den 22. Jänner 1602.

**) 1643.

Königs von Spanien sich entgegenstellen können."

Die Landgräfin war Wittwe, als sie sich an die Spitze ihrer Truppen stellte *), und 20,000 Mann (eine damals gar nicht zu verachtende Armee) ihren Bundesgenossen zuführte.

Der Krieg hatte ihr Land ausgesogen, ihre Verwandten selbst wollten auf ihre Unkosten sich bereichern, aber sie bekamen Ursache, es zu bereuen, und empfanden, daß sie es mit einer Frau zu thun hatten, die das Herz eines Helden und den Kopf eines ergrauten Staatsministers besaß. Der Landgraf Georg von Darmstadt suchte zuerst mehrere Ortschaften ihr zu entreißen, aber sie schlug ihn mit Hülfe der Schweden aus ihrem Lande, und zwang ihn zu einem Vergleiche.

Die ganze Zeit ihrer Regierung beinahe verlief unter Unruhen. Bald waren Schlachten zu liefern, bald Festungen zu nehmen,

*) 1637.

und das alles wußte sie so klug zu bewerkstelligen, daß man gestehen mußte, sie verstehe, was sie treibe. Sie gab das selbst einem ihrer Generale zu verstehen, der ihr etwas zu nahe trat, weil er sich unentbehrlich glaubte, und versicherte ihm: Bei dem Glücke ihrer Waffen werde es ihr nie an Leuten zu ihrem Dienste fehlen.

Bei Schließung des Westphälischen Friedens wußte sie das Interesse ihres Sohnes so gut wahrzunehmen, daß er mehr Nutzen von demselben zog, als andere seiner Mitbundesgenossen, zum großen Ruhme seiner Mutter, deren erhabener Geist von allen, die sie kannten, bewundert wurde *).

Schwerlich hat es eine Frau gegeben,

*) Man sagt, der große Held seiner Zeit, Herzog Bernhard von Weimar, habe ihr seine Hand reichen und sich mit ihr vermälen wollen. Welch ein Heldenpaar hätte das gegeben, wenn nicht für den Helden Gift gemischt worden wäre, das ihn in der Blüte seiner Jahre von der Spitze seiner Eroberungen in's Grab riß!

die bei Widerwärtigkeiten sich unerschrockener und gesetzter benommen hätte, als sie.

Ihre Armee belagerte Paderborn *). Die Stadt erhielt Sukkurs, die Armee wurde geschlagen, und mußte die Belagerung aufheben. Als diese Nachricht einlief, saß die Landgräfin eben bei der Mittagstafel, sie las den Brief, legte ihn gelassen wieder zusammen und sagte:

„Das ist eine schlimme Nachricht! Doch man muß das Unglück auch ertragen, um im Glücke nicht übermüthig zu werden.“

Hierauf speiste sie mit Appetit fort, als sey weiter gar nichts vorgegangen. Als sie aber aufgestanden war, ließ sie ihre Räthe zu sich rufen, und berathschlagte mit denselben, was zu thun seyn möchte.

Die Schnelle, mit welcher sie Geschäfte übersah und expedirte, war bewunderungs-

*) 1646.

würdig. Eben so bewunderte man ihre unermüdete Arbeitsamkeit in Regierungsangelegenheiten, und ihre Beredsamkeit im Conseil, wenn sie von Dingen sprach, worüber berathschlagt werden mußte; ihren Verstand in das Innere der vorliegenden Angelegenheiten einzudringen; ihren Scharfsinn, die Gesinnungen anderer zu errathen, und ihre Klugheit, sich sogleich zu fassen und zu entschließen. Ihre Meinung blieb immer die bessere.

Ihr Name galt überall. Sie hatte die besondere vereinigte Gabe, sich beliebt und furchtbar zu machen. Ihre Unterthanen waren ihr sehr zugethan und gehorsam aus Liebe zu ihr. Ihr Hofstaat war glänzend.

Sie war mehrerer Sprachen mächtig, sprach angenehm und schrieb gut. Sie war etwas ernsthaft, aber nicht stolz. Gegen jedermann war sie leutselig und gesprächig, liebte die schönen Wissenschaften sehr, und schätzte und belohnte die Gelehrten.

Als sie ihre Regierung niederlegte, und dieselbe ihrem Sohne übergab *), waren ihre Staaten vergrößert. Ein Jahr darauf starb sie, von ihrem Ruhme überlebt.

---

*) 1650.

Johanna von Schomberg.

Johanna, abstammend aus einem alten, vornehmen deutschen Hause, war die Tochter Heinrichs von Schomberg, Grafen von Nanteuille-Haudoin, Ducs, Pairs und Marschalls von Frankreich, Oberaufsehers der Finanzkammer rc., eines Mannes, der das letztere Amt so uneigennützig und großmüthig verwaltete, daß er dasselbe nach zwei Jahren um 400,000 Livres ärmer wieder niederlegte. Seine Tochter war ein so gutgesinntes, andächtiges und frommes Fräulein, daß jedermann von ihren Tugenden, so wie von ihrer Schönheit, mit Entzücken sprach. Sie studierte unablässig die schwersten Wissenschaften, und bei einer ungemeinen Fassungs- und Verstandskraft wurde es ihr sehr leicht, bedeutende Fortschritte in derselben zu machen. Zu häuslichen Geschäften war sie ganz erzogen, und stand dem Hauswesen mit aller fraulichen Klugheit und Einsicht vor.

Ihr Vater, der eben so sehr Staatsmann, als Krieger war, wußte sich ihrer bei seinen Geschäften zu bedienen, diktirte ihr Depeschen, und ließ ihr zur Probe selbst welche aufsetzen. Sie schrieb sehr schön, malte nicht schlecht, liebte und kannte fremde Sprachen, und dichtete mit großer Leichtigkeit. Ihre Talente erregten allgemeine Bewunderung.

Sie war 20 Jahr alt, als sie mit dem Duc de Liancour vermält wurde, der nur zwei Jahr älter war, als sie. Ungeachtet sein Herz von mancherlei Leidenschaften beunruhiget wurden, liebte er seine Gemalin, und diese suchte sich seiner Liebe und Hochachtung nur zu versichern, um ihn dem HERRN zuzuführen.

Vierundfunfzig Jahre lebten sie beisammen in großer Eintracht, und die großen Zerstreuungen, in welchen ihr Gemal in den ersten achtzehn Jahren ihrer Ehe lebte, konnten ihm die Liebe und Freundschaft seiner tugendhaften Gattin nicht entziehen. Zwar seufzte sie über seine unordentliche Lebensart, entzog ihm aber nie ihre Treue und Liebe, und ihre nie zu ermüdende Geduld, ihre bescheidenen Erinnerungen, ihre Klugheit, ihr sanftes, gefälli-

ges Benehmen, ihr Gebet und ihre guten Werke, erwarben ihr endlich die Gnade bei Gott, daß sie nach so großer, seltener Beharrlichkeit erhört wurde, und fortan weiter nichts brauchte, als ihrem Gemale auf dem Wege zur Seligkeit fortzuhelfen.

Während diesen achtzehn Prüfungsjahren wurde ihr Gemal von den häßlichsten Krankheiten zweimal heimgesucht, und beidemal war sie seine Wärterin, blieb Tag und Nacht bei ihm, unterhielt ihn, führte ihm sanft die Nichtigkeit der Weltfreuden zu Gemüthe, und ermahnte ihn liebreich zum Leben für die Ewigkeit.

Da ihr daran gelegen war, ihn von den Gesellschaften abzuziehen, in denen er so gern verweilte, und gegen die Weltlustbarkeiten ihn gleichgültig zu machen, so ersann sie ein Mittel, das die gehoffte, ganze Wirkung that.

Sie hatte bemerkt, daß ihr Gemal gern auf dem Lande lebte, daß er Bewegung und Frei-

heit liebte, und große Achtung für Verdienste aller Art hatte. Dies beschloß sie zu benutzen.

Daher verschönerte sie das Wohnhaus zu Liancour, legte Gärten an mit schönen Springbrunnen, welche ihr Gemal besonders liebte. Da sie nun überhaupt einen sehr thätigen, wirksamen und erfindungsreichen Geist hatte, so entwarf sie einen so vortrefflichen Plan, daß man damals gar keinen ähnlichen kannte. Sie war so geschickt, die Zeichnungen und Risse zu den Gärten und Maschinen eigenhändig entwerfen zu können, unternahm ein großes Werk, führte es aus, und brachte es damit so weit, daß man, die Königlichen Schlösser und Gärten ausgenommen, damals in dieser Art nichts Anmuthigeres sehen konnte.

Nicht leblos sollte das alles seyn. Deshalb nahm sie Gelehrte von angenehmer Laune und gefälligem Umgange in's Haus, und es glückte ihr nach und nach, den Mann, den Gott ihr gegeben hatte, um ihn zu heiligen, völlig von der Welt und dem Hofe abzuziehen. Auch wurde ihr endlich der Trost, nach und nach ih-

ren Gemal in der Tugend befestiget zu sehen, so daß er viele Jahre vor seinem Tode in unverrückter Gottesfurcht lebte.

Ihre Gewissensräthe waren geprüfte Männer, und solche wußte sie ihrem Gemale auch zu verschaffen, und ihr Haus war der Sammelplatz wohldenkender, gelehrter Männer.

Sie hatte nur einen Sohn, der im Dienste des Königs bei der Armee starb. Er hinterließ eine einzige Tochter, die im Kloster Port-Royal erzogen wurde. Die Großmutter nahm sie zu sich, ihr selbst eine ihrem Sinne gemäße Erziehung zu geben.

Das Fräulein war schön, tugendhaft und liebenswürdig. Der Kardinal Mazarin wünschte seinen Neffen Mancini mit ihr zu vermälen, und that deshalb sehr vortheilhafte Vorschläge. Aber die gesuchte Braut war bereits mit dem Prinzen von Marillac verlobt, und es lag auch nicht im Plane der Großmutter, des Kardinals Wünsche zu begünstigen, denn sie besorgte, durch diese Verbindung möchte ihr

Gemal wieder von neuem zu den Eitelkeiten der Welt gezogen, und, von dem Glanze des Hofes geblendet, in seine ehemaligen Verhältnisse zurückgezogen werden.

Der Minister aber setzte alles in Bewegung, seine Absichten zu erreichen, und ließ der Duchesse die Stelle einer Hofdame bei der Königin anbieten. Sie schlug aber mit vieler Resignation und Bescheidenheit diese Stelle aus, und es gelang dem Kardinale nicht, seine Absicht auf diese Art zu erreichen. Er bot dem Duc eine ansehnliche Hofcharge an, konnte aber auch durch dieses Anerbieten seinen Zweck nicht erreichen. Endlich faßte er ihn bei seiner schwachen Seite, und stellte ihm vor, wie viel Gutes er und seine Gemalin bei Hofe stiften könnten, wenn sie sich des Besten der Kirche annähmen. Dies hätte den Duc beinahe überredet, den Anforderungen des Kardinals nachzugeben, allein seine Gemalin sagte:

„Sie wissen, liebster Gemal! daß ich Ihnen noch nie ungehorsam gewesen bin, aber jetzt erlauben Sie mir zu sagen, daß wir

darauf denken müssen, die Bande, die uns an den Hof knüpfen, eher zu zerreißen, als fester zu schlingen. Der Hof ist kein Aufenthalt, der dem Heile unserer Seelen zuträglich seyn könnte. Wir machen dort nichts anders, er bleibt, wie er ist. Es kann auch nicht unsere Sache seyn, ihn heiligen zu wollen, sondern Buße für uns selbst zu thun."

Das Fräulein wurde also an den Prinzen von Marillac vermält, starb aber, ehe sie noch fünf und zwanzig Jahr alt geworden war. Auch verlor die gute Duchesse ihren geliebten Bruder durch den Tod *), und um ihre Betrübniß aufs äußerste zu treiben, mußte sie einen weit absehenden Prozeß mit der Wittwe desselben führen, dessen Ende sie nicht erlebte. Jedoch betrug sie sich dabei sehr christlich, und nichts war vermögend, ihre Gemüthsruhe zu stören, ihre Gelassenheit ihr zu rauben, oder ihre Zuneigung zu ihrer Gegnerin zu verringern. Sie sah die Schriften ihrer Sachwalter selbst durch, durchstrich die harten Ausdrücke,

*) Den 6. Junius 1656.

und benahm sich bei der ärgerlichen Geschichte ganz gelassen und großmüthig.

Es hatte auch ein armer Edelmann einen Prozeß gegen sie zu führen, aber es fehlte ihm an Mitteln, denselben zu betreiben. Diesem gab sie Geld, half ihm und gewann den Prozeß. Darauf kam ihr Gegner zu ihr und stellte ihr vor, sie habe den Prozeß doch nur gewonnen, weil sein Advokat es versehen hätte, gewisse Zeugen abhören zu lassen, und er das dazu gehörige Geld nicht habe herbeischaffen können. Sie gab ihm also das Geld. Die Zeugen wurden abgehört, und der Prozeß blieb unentschieden.

Mehrere Züge zu ihrem Charakter, von dieser Art, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen.

Sie verfiel in eine sehr schmerzliche Krankheit, welche sieben Monate dauerte. Während derselben ließ sie sich nach Liancour bringen, wo sie sich ihr Grab hatte zubereiten lassen. Nach einem sehr herzlichen Ge-

sprāche mit ihrem Gemale starb sie *), von ihm nur sechs Wochen überlebt.

Unter ihren Papieren fanden sich Ermahnungen für ihre Enkelin aufgesetzt, die in Paris 1698 unter dem Titel: Réglement donné par une Dame de haute qualité à Mad. *** sa petite fille, pour sa conduite et celle de sa maison, erschienen. Der Herausgeber, Abbé Boileau, hat diesem Werkchen noch eine andere Vorschrift beigefügt, welche die Duchesse für sich selbst aufgesetzt hatte, und dasselbe mit einer Charakteristik der Verfasserin begleitet, aus der hier nur noch ein Beispiel ihrer christlichen Großmuth stehen mag.

Ein Silberdiener, der seinen Abschied erhielt, weil er die Duchesse bestohlen hatte, ging unter die Soldaten. Während des Kriegs wollte er aus Rachsucht ihr Haus in den Brand stecken, woran er aber verhindert wurde. Verabschiedet abermals, gerieth er in große Dürftigkeit, und wurde sehr

*) Den 14. Junius 1674.

krank. Als die Duchesse dieses erfuhr, nahm sie sich seiner an, und ließ ihm durch die dritte Hand allen möglichen Beistand leisten. Zufällig erfuhr er, wer seine Wohlthäterin war, entsagte seinem Hasse, und wurde reuig dankbar.

Adeline de Burde.

Graf Burde, von Geburt ein Irländer, in Spanischen Militairdiensten, wurde vom Madrider Hofe zum außerordentlichen Abgesandten an den Schwedischen Hof ernannt, und bat seine Gemalin, die sich in Frankreich befand, ihn auf seiner Reise nach Schweden zu begleiten und nach Madrid zu kommen*). Diese machte sogleich Anstalt zu ihrer Abreise, und erhielt einen Paß für sich und ihre Familie, einen vierjährigen Sohn ausgenommen, den sie bei ihrer Mutter, der Marquise de Varennes zurückließ. Ihr Bruder, Königlicher Seeoffizier, leistete ihr bis Marseille Gesellschaft.

Dort rieth man ihr ab, weiter zu Lande

*) Diese wahre Geschichte findet sich in dem Buche: Histoire des Etats barbaresques. Paris, 1757.

zu reisen, weil sie durch die Französischen und Spanischen Armeen mußte. Zwar hatte der Duc de Berwik sich erboten, sie sicher bis an die Pyrenäen bringen zu lassen, aber die Furcht vor den Soldaten und die Unbequemlichkeiten des Transports ihrer Sachen machte, daß sie den Vorstellungen ihrer Freunde Gehör gab, und so viele Gefahren und Kosten zu vermeiden, sich zu Cette einschiffte, von wo sie binnen 24 Stunden in Barcellona seyn konnte.

Da sie schon mehrere Seereisen gethan hatte, war sie nicht verlegen, ließ sich einen anderen Paß geben, und begab sich nach Cette. Hier traf sie eine Genuesische Tartane an, die segelfertig war, nach Barcellona zu gehen. An den Bord derselben begab sie sich.

Mit ihr schifften sich ein ihr achtjähriger Sohn, ihre zehnjährige Tochter Adeline, der Abbé Burde, ein Irländer, Sir Artur, eine Hofmeisterin ihrer Kinder, zwei Kammerjungfern, ein armes Mädchen, welches sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen hatte, ein Haushofmeister und drei Diener. Sie hatte einen Theil ihrer Mobilien bei sich, ein an=

sehnliches Silbergeräthe und mancherlei Kostbarkeiten; u. a. ein Portrait des Königs von Spanien, in einen massivgoldenen Rahmen gefaßt, mit Diamanten besetzt, eine prächtige Kapelle, die aus drei Kelchen und sehr reichen Ornaten bestand, und noch andere Pretiosen. Alles das war in 17 Ballen oder plombirte Kisten gepackt.

Die Tartane verließ den Hafen, und ging den 22. Oktober 1719 unter Segel.

Drei Tage darauf, mit Tagesanbruch, zeigte sich ein Algierischer Korsar von 14 Kanonen, den ein Holländischer Renegat kommandirte, in der Entfernung von zwei Lieues von der Tartane, die damals auf der Höhe und im Gesichte der Küste von Palamos war.

Der Korsar schickte seine mit 20 Mann besetzte Schaluppe ab, um sich der Tartane zu bemächtigen. Von derselben geschahen bei ihrer Annäherung 7 bis 8 Flintenschüsse, wodurch aber niemand verwundet wurde, weil ein Theil des Schiffsvolkes sich auf den Bauch gelegt, der andere sich versteckt hatte. Ohne Widerstand enterten die Türken, mit dem Säbel in der Faust. Ein Diener der Gräfin wurde mit zwei

Säbelhieben verwundet. Die Kajüte wurde mit Wache besetzt, und die eroberte Tartane zu dem Schiffe des Korsaren geführt, an dessen Bord die Genueser gebracht, und sogleich in Fesseln gelegt wurden.

Der Kapitain selbst kam auf die Tartane und in die Kajüte der Gräfin. Er fragte: wer sie sey, woher sie komme, und wohin sie wolle? Sie beantwortete seine Fragen, und zeigte ihren Paß, den sie ihm erst nicht selbst geben wollte, aber endlich doch gab, da er versicherte, sie sollte denselben wieder erhalten. Er las ihn mit seinem Dollmetscher durch, und gab ihn mit den Worten zurück:

„Der Paß ist gut. Sie haben für sich, für Ihr Gefolge und Ihre Sachen nichts zu fürchten."

Die Gräfin erwiederte:

„Mein Herr! da ich nach meinem Passe und Vaterlande frei bin, so bitte ich Sie, mich durch die Schaluppe an die uns so nahe liegende Spanische Küste bringen zu lassen. Sie werden mir durch diese Gefälligkeit viele Beschwerlichkeiten, und meinem Gemale eine

tödliche Unruhe ersparen. Er wird wissen, dankbar zu seyn, und ich verspreche es.“

Der Kapitain zuckte die Achseln und antwortete:

„Madame! Ich bin Renegat. Was Sie verlangen, darf ich zu thun nicht wagen, ohne meinen Kopf dabei auf's Spiel zu setzen. Der Dey von Algier könnte glauben, ich hätte, unter dem Vorwande eines französischen Passes, mir von Gefangenen mit ihm in Kriege stehender Mächte Lösegeld zahlen lassen, und dieselben an eine christliche Küste ausgesetzt. Sie müssen mir nothwendig nach Algier folgen, um dem Dey vorgestellt zu werden, dem Ihr Paß vorgelegt werden muß. Alsdann werden Sie dem Französischen Consul übergeben, und können Ihre Reise auf selbstbeliebige Art nach Spanien fortsetzen. Ich will Ihnen übrigens die Wahl lassen, ob sie am Bord der Tartane bleiben, oder auf mein Schiff sich begeben wollen. Soll ich Ihnen rathen, so thun Sie das erstere, weil Sie und Ihr weibliches Gefolge unter meiner Schiffsbesatzung von 200 Türken und Mohren viel-

leicht mancherlei Unannehmlichkeiten auszustehen haben könnten.“

Die Gräfin dankte, und beschloß nach seinem Rathe, am Bord der Tartane zu bleiben, welche der Kapitain nur mit sieben Türken und Mohren besetzte. Er ließ die Tartane an sein Schiff befestigen, um sie hinter sich her zu bogsiren, nahm die Schaluppe, drei Anker und alle den Mundvorrath heraus, der nicht der Gräfin gehörte, und richtete seinen Lauf nach Algier.

Die Gräfin beschenkte ihn mit einer kostbaren Uhr, und eine andere gab sie den Türken, welcher die Tartane kommandirte, nebst vier Carolinen an Gelde.

Vier Tage darauf erhob sich ein wüthender Sturm, das Bogsir-Tau riß, und die Tartane wurde von dem Schiffe getrennt. Die unwissenden Türken, ohne Kompaß und Seedienstkenntnisse, überließen sich der Willkühr der Wellen, mit dem Troste:

„Allah hat alles bestimmt. Es wird wohl werden, wie es seyn soll, und nicht anders.“

So trieb die Tartane drei Tage umher, ein Spiel der Winde und Wellen, denen

man, wie die Türken meinten, nicht gebieten könne, und wurde endlich in eine Bucht getrieben, Colo genannt, östlich von Gigery, an der Küste der barbarischen Cabails gelegen.

Der Kommandant, der das Land nicht kannte, schickte zwei Mohren schwimmend ab, um zu sehen und zu fragen, wo sie wären.

Die Barbaren des Landes, Mauren, waren bewaffnet herbei gekommen, eine vermeinte und gefürchtete Landung abzuwehren. Die Mohren von der Tartane aber benahmen ihnen diesen Wahn, sagten, das Schiff sey eine christliche Prise, auf der sich eine große Französische Prinzessin befände, die nach Algier geführt würde.

Einer von den Mohren blieb am Lande, der andere schwamm zurück, und gab dem Kommandanten Bericht. Dieser ärgerlich, Algier verfehlt zu haben, vor welcher Stadt er, unkundig des Meeres und der Gegend, vorüber gesegelt seyn mußte, und ungeduldig, das Schiff wieder zu erreichen, kappte das Tau, und ging ohne Anker, Schaluppe und Compaß sogleich unter Segel.

Diese Unbesonnenheit mußte theuer bezahlt werden. Es erhob sich ein Gegenwind, den er nicht übermeistern konnte, der ihn nach dem Lande trieb. Er wollte sich der Ruder bedienen, aber die Mannschaft war zu schwach, die Tartane stieß an eine Klippe und scheiterte. Das ganze Hintertheil des Schiffes ging sogleich unter, und die Gräfin, ihr Sohn und ihre Kammerjungfer, in der Kajüte betend auf den Knien liegend, ertranken.

Der Abbé Burde, Sir Artur, der Haushofmeister, eine Kammerjungfer und ein Bedienter, die sich auf dem Vordertheil des Schiffes befanden, klammerten sich an die Trümmer desselben, welche auf dem Felsen lagen, an.

Sir Artur wurde etwas im Wasser gewahr, das mit den Fluthen kämpfte, stieg hinab, und zog Adelinen heraus, die er der Vorsorge ihrer Leute übergab. Da er der einzige war, welcher schwimmen konnte, warf er sich in's Meer, dies und jenes zu retten, wurde aber von den Fluthen verschlungen, und kam nicht wieder zum Vorschein.

Der Abbé war der erste, welcher von den Schiffstrümmern auf die Klippe kletterte, an

welcher die Tartane gescheitert war. Einige Zeit hielt er sich hier gegen die Wuth der Wellen, die über ihn zusammenschlugen, und trieben ihn nach der Seite eines trockenen Felsens, von welchem man, um an das Ufer zu kommen, nur einen Arm des Meeres zu passiren hatte. Dahin zu gelangen suchte er vergebens sich eines Bretes zu bemächtigen, ergriff endlich ein Ruder, und erreichte so eine Klippe, die mit dem festen Lande zusammenhing.

Einige Mauren am Strande ergriffen ihn, zogen ihn bis auf's Hemde aus, und mißhandelten ihn; andere sprangen in's Meer, wo sie gute Beute zu machen hofften.

Der Haushofmeister, welcher Adelinen auf den Armen trug, winkte ihnen zu. Zwei dieser Barbaren kamen auf sie los und fingen das Fräulein auf, welches er ihnen zuwarf. Sie brachten sie an's Land, wo sie ihr einen Schuh und einen Strumpf auszogen, zum Zeichen der Knechtschaft. Als der Haushofmeister sie noch auf seinen Armen hielt, und die Mauren sich näherten, sagte Adeline mit einem weit über ihr Alter erhabenen Wesen:

„Mir ist nicht bange umgebracht zu werden, aber ich fürchte, man wird mich zwingen wollen, meiner Religion zu entsagen, und doch möchte ich lieber sterben, als nicht halten, was ich Gott versprochen habe.“

Der Haushofmeister bekräftigte sie in diesen Gesinnungen, und versicherte ihr, daß er eben so denke wie sie, und bat sie, standhaft zu seyn.

Der Bediente und das Kammermädchen sprangen auch in's Meer, und wurden von den Mauren in Empfang genommen. Sie wurden an den Strand gebracht, und sogleich der Kleider beraubt. So ging es zuletzt auch dem Haushofmeister.

In diesem erbarmungswürdigen Zustande führte man sie zu den Hütten des ersten Berges. Durch Schläge wurden sie zum Gehen gezwungen. Die Wege waren rauh, die Füße bluteten. Sie mußten Pakete ihrer nassen Kleider, und wechselseits Adelinen tragen. Das Kammermädchen war am ganzen Leibe zerschlagen, zerritzt, von den Klippen verwundet und sehr krank.

Halbtodt kamen sie endlich auf dem Berge an. Das Spottgelächter der Mauren, das Hohnnecken der Kinder empfing sie. Das Gebelle der Hunde vermehrte den Lärm. Einer derselben biß den Bedienten in's Bein, ein anderer riß dem Kammermädchen ein Stück Fleisch aus dem Schenkel.

Nun wurden die Unglücklichen vertheilt. Ein Einwohner des Dorfes erhielt den Bedienten und das Kammermädchen, ein anderer den Abbé, den Haushofmeister und das Fräulein. Dieser gab jedem einen schlechten, von Ungeziefer wimmelnden Oberrock, und statt aller Stärkung nach so großer Ermattung ein kleines Stück süßes Brod von Türkischem Korne, in der Asche gebacken, und eine Schale Wasser. Die Erde war ihr Bette.

Mit vieler Mühe erhielt der Haushofmeister die Erlaubniß, ein kleines Feuer anzumachen, die durchnäßten Kleidungsstücke des halberstarrten Fräuleins halb zu trocknen, die er ihr immer eines wieder nach dem andern anziehen mußte, um sie nicht nackend zu lassen. Ach! in welchem Zustande brach-

te Adeline die erste Nacht zu. Ihre Seele schwebte in Jammer, ihr Herz klopfte hoch auf; sie betete und weinte.

Das ganze Dorf bestand in etwa sechs Hütten, in welchen sich ein halbes hundert Einwohner aufhielten. In diesen elenden, von Baumästen und Schilf erbauten Baraken wimmelte alles durch einander, Weiber, Männer, Kinder und Vieh.

Die Barbaren versammelten sich in der Hütte, wo die drei Gefangenen sich befanden, und hielten Rath, was mit denselben anzufangen sey. Einige wollten dieselben, als Feinde Mahomeds und ihrer Religion, getödtet wissen, andere, die eigennütziger waren, stimmten dahin, sie zu verkaufen, und die Versammlung ging auseinander, ohne einig geworden zu seyn.

Den folgenden Tag kamen mehrere Bewohner anderer Dörfer herbei. Die Gefangenen hatten viel zu leiden. Sie wurden geneckt, geschimpft, viele stießen Drohungen aus, und mehrere wollten sie verbrannt wissen. Einige schwangen die Säbel über ihren

Köpfen, andere sprachen davon, ihnen den Hals abzuschneiden.

Einer ergriff Adelinen bei den Haaren und setzte ihr den Säbel auf die Brust, andere schlugen ihre Flinten auf sie an. Weiber und Kinder verdoppelten mit jedem Augenblick alle erdenkliche Beschimpfungen und Schmähungen.

Sie wurden mit vieler Sorgfalt bewacht, aus Furcht sie möchten entfliehen, denn der Bey von Constantine hatte die Auslieferung der Gefangenen verlangt und gedroht, er werde dieselben mit Gewalt abholen lassen. Allein die Mauren ließen ihm sagen, sie fürchteten ihn nicht, denn sie lebten ohne Oberhaupt als eine Räuberbande für sich, wurden Cabails oder Rebellen genannt, und die Gebirge Cuco schützten sie gegen jeden Angriff. Mit ihren Gefangenen gingen sie sehr grausam um, und sprachen nie ohne Wuth und mit funkelnden Augen mit denselben.

Nicht begnügt, ihre Gefangenen beraubt zu haben, begaben sie sich nach der Küste, fischten die Ballen und Kisten auf, zogen die Todten aus, und schnitten dem Körper der Gräfin der Ringe wegen die Finger mit Kieselsteinen

ab, weil sie ihre Messer an Christenkörpern nicht schänden wollten. Der Bediente und Haushofmeister wurden mit der Beute bepackt, welche sie ins Gebirge tragen mußten.

Welch ein trauriges Schauspiel für die Gefangenen, zu sehen, wie die Leichen so lieber, hochgeschätzter Personen den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen, wie dieselben von den Barbaren beschimpft wurden! Um die Wette warfen sie mit Steinen danach, sich lautauf erfreuend und hohnlächelnd jubelnd, wenn die von Wasser angelaufenen Körper bei jedem treffenden Wurfe einen Schall von sich gaben.

So gut er konnte, bat der Haushofmeister um ein Begräbniß der Leichname, und erhielt die empörende Antwort: „Hunde werden nicht begraben." Er verbarg bei seiner Zurückkunft sorgfältig Adelinen, welcher gräßlichen Auftritte Zeuge er hatte seyn müssen.

Die Mauren theilten die gemachte Beute. Die reichsten Stoffe wurden zu Turbans für die Kinder zerschnitten; das Silberwerk erhielten die Meistbietenden. Die drei Kelche, von denen jeder wenigstens 400 Livres werth war, erhielt der Käufer alle zu-

sammen für 5 Livres, weil das Seewasser sie unscheinbar gemacht hatte, und die Mauren sie für Kupfer hielten. Die gefundenen Bücher warfen sie in die Ecken. Der Haushofmeister fand sein Schreibezeug, was nachher gute Dienste that.

In den drei Wochen, in welchen sie in diesem Dorfe blieben, schrieb Adeline auf leere aus den Büchern gerissene Blätter drei Briefe an den Französischen Consul in Algier, die aber nicht bestellt wurden. Ihre Lage wurde immer trauriger.

Endlich wurden sie von zwölf bewaffneten Mauren in das Gebirge Cuco transportirt, wo wahrscheinlich ihr Scheik seine nomadische Residenz hatte. Sie mußten sehr scharf zugehen, und erhielten bei jedem Verweilen Schläge. Des Abends erhielten sie ein Stück Brod, und kamen nach starken Tagereisen des Nachts auf Bretern zu liegen, da sie vorher auf bloßer Erde hatte liegen müssen.

Als sie an dem Orte ankamen, wo der Scheik sich befand, wurden von ihm und anderen Vornehmen dieser Räuber große Berathschlagungen gehalten, und man konn-

te über die Theilung der Gefangenen nicht einig werden. Daher wurden sie wieder an den ersten Ort ihres Aufenthalts zurückgeführt.

Vor ihrem Aufbruche nahm der Haushofmeister ein wenig Stroh von einer Viehstreue, dasselbe dem Fräulein unter den Kopf zu legen; darüber gerieth der Hüttenbesitzer in solche Wuth, daß er ein Beil ergriff, und ihn zwang, den Kopf auf einen Klotz zu legen, ihm denselben abzuhacken. Einer der Barbaren verhinderte ihn an der Ausführung dieses Vorsatzes. Wenn den Unmenschen die Mordlust ankam, welches oft drei, viermal des Tages geschah, zogen sie die Säbel, verschlossen die Thüren, und schickten sich an, die Unglücklichen zu tödten. Eine unsichtbare Hand hielt aber immer ihren Arm zurück, die Mordthat zu verhüten.

Dem Scheik mußte es gereut haben, die Christen fortzuschicken; er zögerte, es zu thun, und als ihr alter Herr in Begleitung eines Türken aus Bugia ankam, sie zurück zu fordern, widersetzten sich sechszehn Gebirgs-Mauren mit gezogenen Säbeln. Der Barbar, der

seinen Raub fahren lassen sollte, ergriff Adelinen, zog den Säbel, und wollte ihr den Kopf abschlagen, doch der Türke verhinderte es durch mancherlei Vorstellungen, die er ihm machte.

Endlich aber kam es doch dazu, daß sie zurück gehen mußten. Auf dem Wege waren sie stündlich in Gefahr, zur Ehre des Propheten niedergehauen und ihm geopfert zu werden.

Als sie das Dorf, den Unglücksplatz ihrer ersten Sklaverei erreichten, war es Abend. Ihr Abendbrod waren Steckrüben-Blätter, ohne Brod, wie mehrmal. Die Kinder schienen sich endlich der kleinen Adeline zu erbarmen, und gaben ihr zuweilen ein wenig Milch. Denn die Mauren lieben ihre Söhne sehr, und bewilligen ihnen leicht alles. Daher ist es unter ihnen eine Bittformel, zu sagen: „Bei dem Antlitz deines Sohnes bewillige mir das und das.“

Adeline hatte indessen einen vierten Brief an den Consul nach Algier geschrieben, und dieser kam glücklich den 24. Nov. daselbst an. Der Dey schickte denselben dem Consul, der sogleich den damals dort befindlichen außeror-

dentlichen Französischen Gesandten Mr. Dusault davon benachrichtigte. Das unglückliche Kind hatte seine Lage, so wie die seiner Gefährten, rührend, in einer ungekünstelten Schreibart geschildert, und die Mißhandlungen, welche sie erdulden mußten, wahr und lebhaft gemalt. Sie bat, sie zu retten.

Alle rührte der Brief, die ihn lasen. Jeder bot seine Dienste, seinen Beutel an. Es wurde eine Französische Tartane segelfertig gemacht, Kleider und Proviant wurden eingekauft, und vom Dey ein Schreiben an den Groß-Marabut oder den Mufti zu Bugia ausgewirkt, der bei diesen rohen Völkern das meiste auszurichten vermag. Er selbst schrieb an das Fräulein und schickte ihr einige Präsente. Die Tartane ging ab, und kam nach Bugia.

Auf derselben befand sich der Französische Dollmetscher Ibrahim Aga. Dieser übergab die Briefe dem Groß-Marabut, der sich, obgleich unpäßlich, sich unverzüglich zu Pferde setzte, den Marabut von Gigery, den Dollmetscher und sechs Mauren mit sich nahm, und sich mit diesem Gefolge auf den Weg begab.

Als die Mauren im Dorfe ihn kommen sa-

hen, verschlossen sie die Thüren, ihre Hütte, und bewaffneten sich. Die Marabuts schlugen stark an die Thür und fragten:

„Wo sind die Christen?"

„Am Ende des Dorfes;" — war die Antwort der Mauren.

Sie schienen das aber nicht zu glauben, oder bekamen Zeichen von anderen, stiegen von den Pferden, und riefen gebietend:

„Oeffnet die Thür!"

Die Mauren öffneten dieselbe, liefen davon, und die Marabuts traten in die Hütte. Die Gefangenen glaubten, die Stunde ihrer Opferung sey gekommen.

Der Groß-Marabut übergab Adelinen den Brief des Consuls, und theilte ihr von seinem Reisevorrath Brod und Nüsse mit. Er verweilte die ganze Nacht in der Hütte, und ließ früh die Mauren durch ihre Kinder aufsuchen. Sie kamen und küßten ihm ehrerbietig die Hände, denn sie haben die tiefste Ehrfurcht für ihre Marabuts, und ihr Fluch ist ihnen furchtbarer, als alle Drohungen des Dey zu Algier. Die Armen beteln nicht im Namen Gottes, sondern im Namen des Marabuts um ein Almosen.

Der Groß-Marabut ließ auch den Scheik aus dem Gebirge und die Häupter des Dorfes herbei rufen, und machte ihnen bekannt, daß er gekommen sey, die fünf dem Schiffbruche entkommenen Franzosen zurückzufordern, welche, vermöge der Verträge mit der Krone Frankreich, nicht Gefangene bleiben könnten. Die Mauren machten Einwendungen, auf welche aber nicht geachtet wurde.

Die Gefangenen erwarteten mit klopfenden Herzen ihr Schicksal, und der Dollmetscher sagte ihnen, daß der Scheik darauf bestehe, Adelinen zurückzubehalten, weil er sie zur Frau für seinen vierzehnjährigen Sohn bestimmt habe, welcher Verbindung sie sich gar nicht schämen dürfe, und wenn sie auch die Tochter des Königs von Frankreich wäre, da sein Sohn der Sohn des Scheiks aus dem Gebirge sey. Und er blieb ziemlich unerbittlich, bis der Marabut ihn auf die Seite zog, und ihm, indem er ihm mehrere versprach, einige goldene Sultaninnen in die Hand drückte. Da wurde der vornehme Herr geschmeidiger und nachgiebiger. Bald darauf wurde man einig, die Gefangenen gegen baare Zahlung von 900 Piastern, jeder anderthalb Pistolen an Gewicht, frei zu geben, und zwar, wie erklärt wurde,

blos aus Ehrfurcht für ihre Marabuts, keinesweges aus Furcht vor dem Dey von Algier. Der Groß-Marabut ließ einen Türken und den Schmuck seiner Weiber zum Pfande zurück, und nahm die Gefangenen mit sich.

Auf der Reise nach Bugia kehrten sie des Abends in den Hütten der Mauren ein, wo einst eine alte Mohrin schrecklich schimpfte, daß die Christen nicht dem Mahomed zum Opfer gebracht und getödtet worden wären.

Als sie den 9. Dec. in Bugia ankamen, erhielten die erlöseten Gefangenen Hemden unter ihre alten Röcke, weil die für sie übersendeten Kleidungsstücke zu Geschenken zur Erleichterung ihrer Freiheit hatten angewendet werden müssen. Sie bestiegen die Tartane, und kamen drei Tage darauf in Algier an.

Der Consul und die vornehmsten Franzosen gingen ihnen entgegen in den Hafen. Der Gesandte empfing das Fräulein am Eingange der Wohnung des Consuls, gab ihr die Hand und führte sie zuerst in die Kapelle, wo sie Messe hörte. Darauf wurde ein Te Deum angestimmt, und Gott für die glückliche Befreiung gedankt.

Thränen schimmerten in jedem Auge. Ade-

line verrieth, in ihrer so hohen Jugend, nach so vielen ausgestandenen Leiden, in ihrem Betragen etwas so Edles und Großes, welches eine Seele verrieth, die über alle Proben des Schicksals weit erhaben war. Lieber wollte sie den Tod leiden, als die ihrem Gott zugeschworene Treue brechen.

Nach einigen Tagen der Ruhe wurden die Begleiter der Gefangenen entlassen, die 900 Piaster ausgezahlt, und dem Gelde noch einige Geschenke für den Marabut und sein Gefolge beigefügt, nebst mehreren Danksagungen für seine Bemühungen.

Endlich am 5. Jänner 1720 ging Adeline mit ihrem Onkel und ihren anderen Unglücksgefährten zu Schiffe, und trat den 20. März zu Marseille an's Land, wo Mr. Dusault, der mit nach Frankreich zurückgekehrt war, sie dem Marquis de Varennes übergab. Sie blieb so lange im Schoose ihrer Familie, bis sie sich glücklich verheirathete.

Kleinere biographische Nachrichten

von

berühmten und merkwürdigen Frauen.

Johanna d'Albert.

Diese tugendhafte, kluge und beherzte Prinzessin, eine Freundin der Wissenschaften, eine Gönnerin der Gelehrten, Tochter und Erbin Heinrichs II., Königs von Navarra, vermält an Antoine Bourbon, Mutter König Heinrichs IV., brachte ihrem Gemale die Krone von Navarra zu. Von ihrem Vater sehr geliebt, wünschte dieser, daß sie ihr Wochenbette bei ihm zu Pau in Bearn aufschlagen möchte, und die Tochter machte, seinen Willen zu erfüllen, die Reise zu ihm.

Da man ihr von ihres Vaters Testamente gesagt hatte, wünschte sie dasselbe zu sehen. Es lag in einer dicken goldenen Kapsel, an welcher sich eine goldene Kette befand, die man sich wohl hätte dreißigmal um den Hals winden

können. Diese betrachtete Johanna mit Wohlgefallen, und bat ihren Vater, ihr dieselbe zu schenken.

„Wohlan! — war seine Antwort, — Du sollst sie bekommen, wenn Du, damit Du mir nicht ein grinsendes Mädchen, oder einen zänkischen Buben zur Welt bringst, bei dem Vorgange ein bearnisches Liedchen singst.“

Das versprach sie ihrem Vater und hielt Wort. Bei ihrer Entbindung *) sang sie ein damals beliebtes Liedchen, das sich anfing:

Notre Dame du bout du pont,
Aidez-moi en cette heure etc.

Alsbald legte der Vater ihr die goldene Kette um den Hals, und schenkte ihr auch die goldene Kapsel, in welcher das Testament lag, und rief aus:

„Siehst Du, meine Tochter, das ist Dein, aber der Junge ist mein.“

Damit nahm er ihn in seinen großen Rock, und trug ihn auf sein Zimmer.

Bei dem Ausbruche des unseligen innerli-

---

*) Den 13. December 1553.

chen Krieges in Frankreich war Johanna stets auf der Seite der Hugonotten. Daher erklärte sich auch ihr Sohn für das Haupt dieser Parthei, und seine Mutter versetzte ihre Juwelen in England, um ihm und den Hugonotten mit Gelde helfen zu können. Sie starb zu Paris *), nur erst 44 Jahr alt.

*) Den 9. Junius 1572.

Isabella von Baiern.

Isabella, Tochter des Herzogs Stephan II. von Baiern und der Taddea Visconti von Mailand, wurde unter der Hand und ohne öffentliche Bekanntmachung, als sie kaum 10 Jahr alt war, mit Karl VI., nachher König von Frankreich, verlobt. Unter Begleitung ihres Oheims, des Herzogs Friedrich, kam sie nach Frankreich. Zum erstenmal sah sie der König zu Amiens. Der Glanz ihrer Schönheit wirkte so sichtbar auf ihn, daß der Connetable Clisson ausrief:

„Bei meiner Ehre! diese bleibt bei uns. Der Prinz kann ja kein Auge von ihr verwenden.“

So war es auch. Die Vermälung geschah zu Amiens, und das Beilager wurde mit

außerordentlicher Pracht gefeiert *); denn obgleich damals der Staat ganz erschöpft war, überschritt dennoch die Ueppigkeit des Hofes alle Grenzen.

Die junge Königin hielt hierauf einen prächtigen Einzug in Paris, wo nichts gespart war, dieses Fest so glänzend wie möglich zu machen.

Unter anderen, als die Königin über Pont au-change fuhr, erblickte man (wie die Chronisten erzählen) einen ziemlich flüchtigen Menschen, gekleidet wie ein Engel, der durch künstlich angebrachte Windmaschinen von den Thürmen der Lieben Frauen-Kirche herabfuhr, der Königin einen schönen Kranz auf den Kopf setzte, und wieder schnell zurückgezogen wurde, so daß es aussah, als schwinge er sich wieder zum Himmel auf."

Vor der Burgvogtei sah man ein großes, mit blauen mit goldenen Lilien durchwürkten Tapeten umgebenes Bette, in Gestalt eines Lit de Justice, in dessen Mitte ein großer Hirsch stand, mit vergoldeten Geweihen, einen

*) Den 17. Julius 1385.

goldenen Kranz um den Hals. In dieser Maschine *) befand sich ein Mensch, der dieselbe in Bewegung setzte. Als die Königin vorbeifuhr, ließ er dem Hirsche einen goldenen Degen aufgreifen. Diese Invention erhielt dadurch einen beziehenden Werth, daß Karl VI. (nach damaliger Sitte und Liebe zur Symbolik) einen Hirsch zum Sinnbilde gewählt hatte. Er selbst wohnte dem Feste verkleidet bei, um sich unter das Volk mischen zu können.

Während der Hof von einer Lustbarkeit zu der anderen taumelte, wurde der Staat durch die Faktionen der Großen zerrüttet, und das Volk schmachtete unter dem Joche tausendfacher Bedrückungen. Isabella, die ihre Gaben hätte anwenden sollen, die Ruhe des Staates zu sichern **), war nur darauf bedacht, im-

*) Von dergleichen festlichen Maschinerien der Vorzeit finden die Leser im 2. und 3. St. des neuen Journals Curiositäten interessante und merkwürdige Nachrichten und Beschreibungen.

**) Den Charakter der Königin hat, wie die Leser wissen, Schiller vortrefflich in der Jungfrau von Orleans geschildert.

mer stärker das Feuer der Zwietracht anzufachen.

Der König war ein schwacher, gutherziger Mann, ohne Kraft den Uebeln zu wehren. Mit jedem Tag wurde sein Verstand schwächer, und ein Gespenst, welches man ihm im Walde hattte erscheinen lassen, zerrüttete seine Vernunft ganz. Seiner Gemalin wurde die Sorge für seine Person und Gesundheit überlassen, und dem Herzoge Philipp von Burgund die Regierung des Reichs übertragen. Dadurch fühlte sich des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, beleidiget, dem, wie er glaubte, die Regentschaft gehörte.

Die Königin, der er, wie man sagte, gefiel, trat seiner Meinung bei, und der Herzog von Burgund sah sich genöthiget, seinem Nebenbuhler zu weichen. Dadurch wurde der Zwist zwischen beiden Prinzen noch heftiger entflammt, zum Scheine jedoch versöhnten sie sich öffentlich, und schwuren einander eine aufrichtige Freundschaft zu, jedoch beide gesonnen, einander zu hintergehen.

Drei Tage nach dieser Scheinaussöhnung befand der Herzog von Orleans sich bei der Kö-

nigin, welche eben ihr Wochenbette wieder verlassen hatte, als des Abends ein Kammerdiener kam, und ihm meldete, daß der König ihn zu sprechen verlange. Er verließ die Königin, setzte sich auf sein Maulthier, und ritt, begleitet von zwei Stallknechten und einigen Bedienten, nach dem Pallaste des Königs. Dort war er beinahe angekommen, als er von achtzehn Meuchelmördern überfallen wurde, die ihn ermordeten und in die Wohnung des Herzogs von Burgund flüchteten.

Die Königin begab sich, erschrocken darüber, mit dem Dauphin nach Paris, aber ihr Interesse gebot ihr dennoch, sich mit dem Herzoge von Burgund zu versöhnen.

Damals gewann König Heinrich V. von England die Schlacht bei Azincourt, die Frankreich 25,000 Mann kostete. Nicht lange nach dieser Niederlage starben die beiden ältesten Prinzen, und Karl blieb einziger Kronerbe. Damals dreizehn Jahr alt, trat er an die Spitze der Parthei des Herzogs von Orleans, und seine erste That war, die Schätze, welche seine Mutter bei verschiedenen Kirchen deponirt hatte, wegnehmen zu lassen.

Darüber in Verzweiflung, verließ Isabella den Hof und begab sich nach Vincennes. Der Dauphin aber, um den Folgen ihrer Rachsucht vorzubeugen, verbannte sie nach Tours, wo er sie sorgfältig bewachen ließ. Sie trat darauf in heimliche Unterhandlungen mit dem Herzoge von Burgund, und man sagte, sie bezeige sich gegen ihn jetzt eben so gefällig, wie ehemals gegen seinen Gegner. Um die Nachreden des Publikums unbekümmert, ging sie ihren Weg, verstärkte ihre Parthei, machte sich Meister von Paris, und ließ ihrer Rachgier freien Lauf. Es kam zu einem mörderischen Blutbade, in welchem über 3000 Menschen ihr Leben verloren. Der Dauphin entging ihrer Wuth nur durch die Vorsorge seines Freundes Du-Chatel, der ihn, in seinen Mantel gehüllt, nach der Bastille trug. Von diesem Getreuen seines Königs und seinen Freunden wurde der Herzog von Burgund ermordet.

Nun faßte Isabella den Entschluß, ihren Sohn der Krone zu berauben, und Frankreich ausländischer Herrschaft zu unterwerfen. Sie vermälte seine Schwester Katharina

mit König Heinrich V. von England, und garantirte diesem nach des Dauphins Ableben, in dem Traktate von Troyes *), die Französische Krone.

Allein der Himmel schickte es anders. Durch seine Freunde und die Tapferkeit der Jungfrau von Orleans, wie wir wissen, besiegte Karl die Engländer, und erhielt sich seinen väterlichen Thron.

Ueber das gerechte Glück ihres Sohnes zur Verzweiflung gebracht, starb Isabella, beschimpft und verachtet, kurze Zeit darauf **). Frankreich verwünschte ihr Andenken.

---

*) Den 21. Mai 1420.

**) Den 30. Sept. 1435.

Isabella von Castilien.

Diese heldenmüthige und kluge Prinzessin, eine Tochter Don Juan II., Königs von Castilien und Leon, wurde *) mit König Ferdinand V. von Aragonien vermält, der unter dem Beinamen des Katholischen bekannt ist.

„Es würde, — sagt ein geachteter Schriftsteller **), — schwer halten, ob das Glück, Castiliens König zu seyn, größer war für Ferdinand, als das Glück, eine solche Gemalin, wie Isabella war, zu besitzen. Nicht nur daß sie schön und anmuthig war, so ergoß sich über ihr Gesicht ein liebenswürdiger Zauber. Eine feine zarte Haut, eine sittsam-liebreiche Miene, eine Schamhaftig-

*) Den 25. Oktober 1469.

**) Duponcet Histoire de Gonsalvo de Cordova. p. 113.

keit, die ihrem Hofstaate zum Muster diente, ein natürliches, ernsthaftes Wesen, das Künstelei und Affektation nicht kannte; wie hätte alles das sich in einer Prinzessin vereinigen können, ohne ihres Gemals Liebe ihr zu sichern? Und was sie bei alle dem ihm noch liebenswürdiger machen mußte, war, daß sie ihn zärtlich liebte; und ob sie gleich nicht ganz ohne Eifersucht war, wozu ihr Gemal ihr zuweilen Anlaß gab, so wußte sie dennoch dieselbe sehr klüglich und geschickt zu verbergen. So vergnüglich es war, sie wohlthätig zu sehen, zumal da sie es gar artig verstand, ihre Geschenke mit Freundlichkeit und guter Art zu geben, so sehr mußte man auch ihren Muth bewundern, mit welchem sie alle Gefahren und Beschwerlichkeiten des Krieges mit ihrem Gemale persönlich theilte. Immer war sie mit ihm bei dem Heere, wohnte den Belagerungen bei, und sorgte, daß die Soldaten Lebensmittel und Sold bekamen."

Man sagt sogar, sie sey an Geist und Herzen erhabener gewesen, als ihr Gemal, und habe ihm alle große Anschläge gegeben, in Ausführung derselben ihn unterstützt, und die Mit-

tel dazu an die Hand gegeben. Was ihren Ruhm verdunkelt, war die Einführung der schrecklichen Inquisition. — Durch ihre Unterstützung entdeckte Colombo die neue Welt.

Sie starb *) vor Gram über das Unglück ihrer Tochter Johanna, vermält mit dem Erzherzoge Philipp von Oestreich, die nach der Geburt ihres zweiten Prinzen den Verstand verlor.

---

*) Den 26. Nov. 1504.

Katharina von Aragonien.

Katharina, die jüngste von den vier gelehrten Töchtern Ferdinand des Katholischen und seiner Gemalin Isabella, von der so eben einige Nachrichten gegeben worden sind, war, wie Vives versichert, eine der frömmsten und gelehrtesten Prinzessinnen des sechszehnten Jahrhunderts.

Achtzehn Jahr alt, wurde sie *) an den Prinzen Arthur von Wales in der St. Pauls Kirche zu London vermält, mit dem sie aber nur drei Monate und 19 Tage, man sagt, in einer unvollzogenen Ehe lebte **). Bald nach dessen Ableben wurde sie nach erhaltener päpstlicher Dispensation mit ihres verstorbenen Gemals Bruder, dem nachher so

*) Den 14. Jänner 1501.

**) Ihr Gemal starb den 2. April 1501.

bekannt gewordenen König Heinrich VIII. von England, verlobt, der damals nur erst zwölf Jahr alt war. Als dieser 14 Jahr alt war, protestirte er gegen dieses Eheverlöbniß, wurde aber von seinem Conseil überredet, die Protestation zu widerrufen, und vermälte sich *) nach seiner Thronbesteigung mit ihr.

Ihr anmuthiges Benehmen, ihr sanftes Wesen und alle die vortrefflichen Eigenschaften, welche sie zierten, machten, daß sie sich beinahe zwanzig Jahre lang in ihres Gemals Gewogenheit behauptete. Sie war Mutter mehrerer Kinder, deren aber keins am Leben blieb, als die Prinzessin Maria, die nach Eduard VI. Tode den Englischen Thron bestieg.

Katharina war nicht allein selbst gelehrt, sondern auch eine Gönnerin gelehrter Männer. Ihre Tage verlebte sie ruhig in gelehrten und nützlichen Beschäftigungen.

Ihren Gemal hatten Ruhe und Müßiggang nach und nach in Schwelgereien und Ausschweifungen gestürzt. Seine Gemalin

---

*) Den 3. Junius 1509.

wurde ihm zu alt, und von den Reizen eines ihrer Hoffräuleins, der beliebten Anna Boulen gefesselt, beschloß er, dieser seine Hand zu reichen, und sich von seiner Gemalin scheiden zu lassen. Nach unendlichen Schwierigkeiten brachte er dieses Vorhaben zur Wirklichkeit.

Die Königin wollte sich nicht dazu verstehen, ihre Einwilligung zu der Ehescheidung zu geben, mußte sich aber endlich doch dazu entschließen. Am heftigsten setzte ihr der Machiavellist, Kardinal Wolsey, mündlich und schriftlich zu. Einst antwortete sie ihm:

„Alle Leiden, die ich erdulde, kann ich nur Euch allein zuschreiben. Weil ich Euern ungeheueren Hochmuth, Euere ausschweifende Ueppigkeit, Euere ausgelassene Lebensart und unerträgliche Unterdrückungssucht nicht habe vertragen können, so muß ich dafür nun büßen. Und weil mein Neffe, der Kaiser, Euern unersättlichen Ehrgeitz, Papst zu werden, nicht befriedigen mochte, habt Ihr gedroht, sich dafür an ihm und seinen Anverwandten zu rächen. Nun ja! Ihr habt redlich Wort gehalten. Ihn habt Ihr in Kriege verwickelt,

und gegen mich das Ungewitter erregt, das mich zerschmettern soll.“

Wie auch die Königin sich benehmen mochte, die Ehescheidung ging, wie gesagt, vor sich *). Sie begab sich darauf auf das Schloß Kimbolton, wo sie sehr andächtig und strenge gegen sich selbst lebte, und nach drei Jahren gefährlich krank wurde.

Am sechsten Tage ihrer Krankheit, da sie sich sehr entkräftet fühlte, und die Annäherung ihrer Auflösung spürte, diktirte sie einer ihrer Hofdamen folgenden Brief an den König in die Feder.

„Sire! mein liebster König, Herr und Gemal, ich werde nun bald meine Seele den Händen der göttlichen Barmherzigkeit übergeben, und bald wird dieselbe diesen Körper verlassen, dem Ihr so viele Schmerzen verursacht habt. Wie groß aber dieselben auch waren, so konnten sie doch nie die Liebe von mir nehmen, mit der ich stets für Euch allein gelebt habe, und die ich mit mir in's Grab nehmen werde. Eben diese Liebe

*) 1533.

ist es, die mich antreibt, diesen Brief an Euch zu schreiben, um Euch, als Euere Gemalin, zu ermahnen, und als Christin zu erinnern, an Euere ewige Seligkeit zu denken, die Euch doch theuerer seyn muß, als die irdische Krone, welche Ihr tragt, ja theuerer, als alle Schätze der Welt. Stets habe ich den Vater des Lichts angefleht, Euch gute Gedanken einzugeben zum Heile Euerer Seele, und habe ihn gebeten, Euch abzuziehen von den sinnlichen Vergnügungen, die so viele Thränen mir gekostet, und Euch in einen Abgrund von Unruhen und Unordnungen gestürzt haben. Uebrigens verzeihe ich Euch alles, was Ihr mir zuwider gethan habt, und bitte Gott, daß er, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, Euch auch verzeihen wolle. Ehe ich meinen letzten Seufzer ausstoße, will ich Euch flehentlich gebeten haben, mir eine Gnade zu gewähren, die mir zu bewilligen, Euch alle Gesetze des Himmels und der Erde verpflichten: ich meine, daß Ihr für die Prinzessin Maria, Euere und meine Tochter, Sorge tragen wollt. Habt Ihr Euch auch gegen mich nicht als guter

Ehemann bewiesen, so beweiset Euch doch wenigstens gegen sie als ein guter Vater. Ich ersuche Euch auch, für meine treue Dienerschaft zu sorgen, und großmüthig ihnen zu geben, was ich denselben zu geben nicht vermag. Ich schließe und versichere Euch, daß ich Euch noch von Herzen liebe, und das einzige, was ich wünsche, um beruhiget diese Welt verlassen zu können, wäre, Euch noch einmal zu sehen, und in Euern Armen sterben zu können."

Der König vergoß Thränen, als er diesen Brief las, aber er konnte sich nicht entschließen, sie noch einmal zu sehen. Wenige Tage darauf starb sie*), im 52sten Jahre ihres Alters.

Sie hatte in ihrem Testamente verordnet, daß man sie ohne Gepränge beerdigen, und ihren Körper im Kloster der Karmeliter beisetzen sollte. Dies gab der König nicht zu, weil die Karmeliter in der Ehescheidungssache der Königin eifrigste Verfechter gewesen waren. Er ließ sie in der Abtei-Kirche zu Peterborough mit großer Pracht und königlichen Feierlichkeiten beisetzen. Aus Achtung gegen ihr

(* Den 8. Jänner 1536.

Grabmal in dieser Kirche verschonte er auch, als alle gottesdienstliche Häuser eine andere Gestalt bekamen *), diese Abtei-Kirche nicht nur, sondern er erhob sie gar zu einer Kathedral-Kirche.

In ihrer Einsamkeit zu Kimbolton schrieb Katharina einige andächtige Schriften ab, unter anderen Paraphrasen über die Psalmen, und einen Traktat, Klagen des Sünders (Lamentationes peccatoris).

*) Im J. 1543.

Juliana Morella.

Zu Barcellona 1592 geboren, war Juliana von ihrer Kindheit an, von ihrem Vater zu Studien bestimmt, die ihren Namen in der gelehrten Welt glänzend machen sollten; denn er kannte keine größere Herrlichkeit, als Vater einer solchen Tochter zu seyn. Und siehe da, was er wünschte, geschah, was er hoffte, gelang. Kaum dreizehn Jahr alt, wurde Juliana schon ihrer Gelehrsamkeit wegen bewundert, denn sie verstand Hebräisch, Griechisch und Latein, und die ganze Philosophie obendrein in einem so vollkommenen Grade, daß sie in diesem zarten Alter Muth und Kraft genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampfe über die schwersten philosophischen Probleme herauszufordern.

Demnach setzte sie *) zu Lyon, wo sie sich eben mit ihrem Vater aufhielt, einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Namens-Patronin, der heil. Juliana, an, disputirend öffentlich aufzutreten.

Unter Trompeten- und Paukenschall trat die dreizehnjährige gelehrte Schöne, in einem Kapuziner-Kleide, aufs Katheder und disputirte in Gegenwart einer großen Menge von Prälaten, Philosophen und andern gelehrten und ungelehrten Menschen, so terminologisch-scholastisch wie möglich, mit den gelehrtesten Gegnern, welche sich dazu eingefunden hatten, und disputirte sie alle zu Boden. Da ertheilte ihr Formel, Doktor der heil. Gottesgelahrtheit, das Zeugniß, daß sie ein Mädchen sey, die ihres gleichen schwerlich finden werde. Sie wurde überdies besungen, in allen Zungen gelobt und gepriesen, und Lobschriften wurden ihr aus allen Gegenden zugesendet.

Gleich darauf ging, um den Studien

---

*) 1606.

desto besser obliegen zu können, Juliana in ein Kloster der heil. Praxeda, wo sie den Schleier nahm. Hier arbeitete sie ihr Werk, Geistliche Uebungen *), aus, und eine Französische Uebersetzung des geistlichen Lebens **) des heil. Vincenz Ferrier, eines 50 Jahr zuvor kanonisirten Predigers ihres Ordens, welcher 35,000 Juden, 8000 Muhamedaner und 100,000 böse Christen, in Summa Hundertunddreiundvierzigtausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrte, ohne in seinem Leben eine andere, als die Catalanische Landessprache gesprochen zu haben, und viele andere Wunder mehr that ***).

---

*) Exercices spirituels sur l'Eternité. Ich habe dieses Werkchen nicht auftreiben können, sonst würde ich Proben daraus zum Besten der Charakteristik der gelehrten Juliana mitgetheilt haben.

**) Vita spiritualis. Ich habe es nicht gesehen.

***) Sein Wunderthun war so groß und anhaltend, daß sein Kloster stets von Hülfesuchenden wie belagert war. Deshalb verbot ihm der Prior, kein Wunder zu thun, ohne seine Erlaubniß. Als nun Vincenz eines Tages ausging, fiel

Das ist es, was man von der gelehrten Juliana uns aufbehalten und erzählt hat. Der Jesuit Cabillau sagt in einem zu ihrem Lobe verfertigten Gedichte: „Sie spreche Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und Hebräisch fließe ihr vom Munde, wie Balsam mit Safran gemischt. Dreifache Männer verschließt diese Jungfrau in ihrer Brust!"

---

eben ein Schieferdecker von einem Dache, den der Fall zerschmettert haben würde. Der Heilige wollte ihm helfen, erinnerte sich aber des Verbotes seines Priors, und rief dem Herabstürzenden zu: „Halt! ich will erst den Prior fragen, ob ich ein Wunder thun darf." So lange schwebte der Schieferdecker in der Luft (welches schon das größte Wunder war), bis der Heilige mit der Erlaubniß zurückkam, ein Wunder zu thun und ihn vom Tode zu retten.

Lady Gratia Gethin.

Von angesehenen Eltern geboren *), wuchs Gratia unter guter Aufsicht derselben heran, die mit Vergnügen ungewöhnliche Gaben und große Fähigkeiten gewahrten, und ihr alle Vortheile einer vortrefflichen Erziehung zukommen ließen. Mit großem Eifer und gutem Fortgange liebte und trieb sie die Wissenschaften, sah aber auch bald ein, die liebenswürdigste, wahrste Vollkommenheit sey christliche Tugend, und unser Verstand könne uns nicht besser dienen, als uns zum Emporschwingen auf die höchsten Stufen moralischer Güte zu ermuntern. So gelang es ihr, einen Grad von Vollendung in den Wissenschaften zu erhalten, welche sie trieb. Ihr Betragen war angenehm und sanft, und ihre Lektüre wußte sie für sich selbst sowohl, als für andere lehrreich und erbaulich zu machen.

*) 1676.

Die menschlichen Affekten hatte sie mit ganz ungemeiner Scharfsicht und Richtigkeit der Beurtheilungskraft studirt, und ihrem Verhalten einen so vortrefflichen Grund gegeben, daß ihr Umgang für ihre Bekannten ungemein lehrreich und erbaulich war.

Alle diese Güte und Vortrefflichkeit war in den engen Zeitraum von zwanzig Jahren eingeschränkt, denn höher brachte sie ihr irdisches Leben nicht. Ihre Freunde verloren sie, als sie anfingen, sie kennen und schätzen zu lernen.

Den Tod hatte sie nie gefürchtet, und gab Gott ihre Seele mit großer Ergebung und Heiterkeit zurück *). In der Westmünster-Abtei wurde sie beigesetzt, und ihr ein schönes Denkmal errichtet. Eine kniende Dame hält in der rechten Hand ein Buch, die linke hat sie auf die Brust gelegt. Zwei Engel stehen neben ihr, und reichen ihr eine Krone und einen Kranz von Rosen.

Sie schrieb ein Werk, welches geordnet und nach ihrem Tode herausgegeben wurde **).

---

*) Den 11. Oktober 1697.

**) Reliquiae Gethinianae: Some Remains of the most ingenious and excellent Lady Grace Gethin, lately deceased. 4. London, 1700.

Es enthält dasselbe scharfsinnige Betrachtungen über Laster und Tugenden der Welt und gedankenvolle Worte über mancherlei Gegenstände des menschlichen Lebens. Congreve in seinen Gedichten sagt davon:

Les' ich das Buch, so frag' ich voll Verwundrung:
Wer lebt so lange, um so viel zu wissen?
Und les' ich, wie so kurz das Leben war der Schreiberin,
Ergreift mich die Verwundrung wieder.
O! wundervolles Buch, voll Witz und Wahrheit,
Wie sehr beklag' ich, daß die Schreiberin geschieden
Von dieser Welt, die sie, so jung, so gut gekannt!

Zur Verewigung ihres Andenkens wurde jährlich eine Stiftungspredigt gehalten. — Hier noch einige kurze Proben aus ihrem Buche:

„Die Freundschaft lindert den Kummer, beruhiget den Verdruß, erlediget von unserer Bürde, giebt unsern Leiden eine Freistatt, ist eine Rathgeberin bei unsern Zweifeln, eine Wohlthäterin unserer Gemüther, eine Erholung vom Nachdenken, eine Verbesserin aller Dinge, die wir ausgedacht und überlegt haben.

Die Freundschaft ist nützlich und wohlthätig, und kann keinen Menschen gering achten.“

„Wer aus Eifer für seinen Freund eine Niederträchtigkeit begeht, verbrennt das goldene Band, welches beide Herzen verbindet. Es ist dieses Band aber das stärkste in der Welt, die Ehe der Seelen, und hat keine anderen Grenzen, als die ihr eigenen. Ueber den Tod hinaus kann sie nicht gehen, bis in den Tod ist es ihr vergönnt.“

Vom Tode sagt sie: „Wie viele Kronen und Zepter liegen nicht beisammen, am Thore des Todes! — — Wer christlich lebt, stirbt beherzt. Wer elend lebt, stirbt willig. Wer den Tod kennt, stirbt fröhlich und sieghaft.“

Marquise de Pompadour.

Von Ludwigs XIV. und besonders den Zeiten der Regentschaft des beliebten Herzogs von Orleans an, wurde eine glückliche Ehe so selten, daß man sie, wie einen Auswuchs, verspottete. Es gehörte so sehr zum großen Tone, viele Maitressen und viele Liebhaber zu haben, daß diejenigen Männer und Frauen, welche sich mit einer Geliebten oder mit einem Liebhaber begnügten, für gar ehrbare Menschen gehalten wurden. Daher kam es, wie nur eine solche Verkehrtheit es mit sich bringen kann, daß die Weiber in eben dem Grade verachtet wurden, in welchem sie ihre Stützpunkte in der Gesellschaft zu vermehren und zu vervielfältigen suchten, und die Männer verloren ihre Energie, eben weil für sie kein eheliches Glück mehr vorhanden seyn konnte.

Ludwig XV. hatte viele erklärte und uner-

klärte Maitressen gehabt, als er bei einem Festin, zu Ehren des neuvermälten Dauphins angestellt, seine zärtlichen Blicke auf eine gewisse Madame Normand d'Etoiles, Tochter eines reichen Schlächters und Gattin eines Generalpachters warf, und da alle Hofleute um die Ehre der Kuppelei wetteiferten, war die Schöne bald dem Könige gewonnen. Zwar fand er sie in ihrem Benehmen und in ihren Ausdrücken nicht eben ganz gewünscht fein, aber er ließ sich bereden, er werde grenzenlos von ihr geliebt, und so erklärte er sie denn für seine Maitresse.

Nur diejenigen, denen kein Antheil an dieser Wahl geworden war, machten sich auf ihre Unkosten lustig, und nannten sie bald die Grisette, bald die petite Bourgeoise. Doch ihr seltenes Talent, den König zu unterhalten, und die Unterstützung ihrer Freunde genügten, allen ihren Neidern Trotz bieten zu können; und sobald sie dem Könige, der Königin und dem Dauphin mit den damals gewöhnlichen Feierlichkeiten vorgestellt worden war, beugte sich alles so tief vor ihr, daß der

König über den Lakaiensinn seiner Umgebungen erröthete, und die petite Bourgeoise Mühe hatte, das schändliche Unwesen mit Gelassenheit zu ertragen.

Als sie den Titel einer Marquise de Pompadour erhalten hatte, war die fromme Königin gar leicht zu bewegen, mit der Maitresse ihres Gemals zu Mittag zu speisen.

Bald nahm die Marquise das System ihrer Vorgängerin an, und die Großen des Hofes konnten nur angesagt, und nach anberaumter Audienz zu ihr kommen, oder wenn sie Lust hatte, ihnen Verweise zu geben.

Den Finanzminister Orry, einen sehr rechtschaffenen Mann, der ihren Wünschen eben nicht immer zuvorkommen konnte, stürzte sie sogleich. Eben so erging es seinen Nachfolgern, die nicht nachgiebiger waren, als er. Die Maitresse war der Impuls der ganzen Regierungsmaschine, die Minister und Generale anstellte, und mit fremden Gesandten unterhandelte.

Sie veränderte Frankreichs politisches System, und zog dasselbe zu einer Allianz mit Oesterreich, die nur durch ihre Bestechlichkeit möglich

gemacht werden konnte. Wir wissen, welche Folgen für Frankreich dies hatte.

Das Hauptgeschäft der Pompadour aber blieb, den König zu unterhalten und zu belustigen, und da sie ziemlich reich an Kombinazionen war, so blieb ihr Werth von dem Monarchen anerkannt, selbst als verwitterte Reize und Kränklichkeiten ihn von ihr zurückschreckten.

Aber nicht allein sie selbst suchte zu unterhalten und zu belustigen, sondern sie kaufte auch junge Mädchen zusammen, die sie in dem, was sie selbst wußte und trieb, unterrichtete. Es wurde eine Anstalt errichtet, der Parc-au-cerf genannt, weil sie im Park zu Versailles angelegt wurde, die aber, ihrer Bestimmung nach, einen ganz anderen, bedeutenderen Namen verdient hätte. Die Schönen, welche diesen Park bewohnten, wurden immer zahlreicher, und kosteten dem Staate ungeheuere Summen, ohne die der Sittlichkeit hohnsprechende Abscheulichkeit dieses Instituts in Anschlag zu bringen. Was nicht zu erkaufen war, wurde geraubt, sogar Nonnen wurden aus den Klöstern entführt, und mit einem nie erlebten Muthwillen alle Banden des gesellschaftlichen Lebens zerrissen.

Nach einer langen Herrschaft starb die Maitresse endlich, vergiftet, wie Soulavie behauptet, von dem Duc de Choiseul. Der Verschwendung ihres Königlichen Liebhabers verdankte sie drei Hotels und das Lustschloß Bellevue, welches ungeheuere Summen gekostet hatte. Die Versteigerung ihres Nachlasses dauerte über Jahr und Tag, und niemand wagte es, die Millionen zu berechnen, welche der Marquis Marigny, ihr Bruder und Erbe, in ihrem Nachlasse fand, ungerechnet die Summen, welche sie in allen Banken Europa's niedergelegt hatte.

Madame Roland.

Der Enthusiasmus, mit welchem die Heldenthat der wackeren Charlotte Corday aufgenommen wurde, veranlaßte die Regierung Frankreichs, darauf bedacht zu seyn, dergleichen Wirkungen Grenzen zu setzen. Das Universalmittel Schrecken wurde angewendet, alles zu heilen, und das Beil der Gleichheit über die Frauen mit Härte und ohne Schonung geschwungen. Um auf's Schaffot zu bringen, war ein einziges Wort oft hinreichend.

Tochter eines Kupferstechers, erzogen in der Einsamkeit, genährt durch ernste Studien, reichte die schöne Philipon ihrem Gatten Roland ihre Hand, in einer Zeit, wo man die Schrecken einer Revolution noch nicht begriff. Er arbeitete damals im Finanzfache, war ein rechtschaffener Mann und fleißiger Arbeiter, aber in staatsbürgerlicher Hinsicht gar nicht bedeutend.

Die große, unselige Revolution kam zum Ausbruche. Roland wurde mit hinabgezogen in diesen Strudel, und seine Gattin von dem Enthusiasmus ergriffen, der so viele ihres Geschlechts zu den größten Opfern bereitwillig machte.

Ihr Mann wurde Minister. Sie theilte mit großer Anstrengung und vielen Fähigkeiten seine Arbeiten mit ihm. Als der König hingerichtet war, war sie unter denen, die an einer Versöhnung der Conventsdeputirten arbeiteten, und die Partheiführer zu einer Annäherung zu bringen suchten. Dies wurde ihr Unglück, zumal da sie selbst nicht umhin konnte, die Parthie der sogenannten Gironde zu nehmen. Robespierre und Danton ließen keine Notiz von der abgelegten Rechnung ihres Gatten nehmen, und so wurde er der Volksparthie verdächtig. Die Girondeparthie lag unter; Roland entfloh; seine Gattin wurde in's Gefängniß gebracht.

Hier schrieb sie ihre Denkwürdigkeiten und ihre Vertheidigung, welche ihr die Freiheit wieder gaben, jedoch aber nur auf sehr kurze Zeit, denn kaum hatte sie ihre Wohnung betreten, als

sie von neuem verhaftet und in das Gefängniß von St. Pelagie gebracht wurde. Hier schmachtete sie fünf Monate, bis die Stunde ihrer Erlösung schlug.

Das endliche Schicksal der Girondisten kündigte ihr das ihrige auch an. Einundzwanzig bestiegen entschlossen und ohne Zagen das Schaffot, und gaben ihr Muth, ihrem Beispiele zu folgen.

Gefordert vor das Revolutionstribunal, erschien sie in einem weißen Gewande mit entfesselten, frei auf ihre Hüften hinabwallenden Haaren. Mit Unwürdigkeit von den Richtern behandelt, konnte sie der Thränen sich nicht enthalten; als aber das Todesurtheil über sie ausgesprochen war, eilte sie mit freudiger Eilfertigkeit in ihr Gefängniß zurück, und zeigte ihren Freunden es an, daß sie zum Tode verdammt sey. Mit ihr war auch der Minister Lebrun zum Tode verurtheilt worden, den sie durch ihre sanfte Heiterkeit zu seinem Hingange zum Tode ganz sonderbar zu stärken wußte.

Als sie zum Richtplatze geführt wurde, grüßte sie die Statue der Freiheit, und rief aus:

„O Freiheit, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen begangen!“

Der Scharfrichter wollte Lebrun zuerst zum Tode bringen; dies nannte sie ungalant, und ließ nicht nach, bis sie zuerst durch das schreckliche Mordbeil fiel. Mit ihr starb die weibliche Einsicht, so wie mit der Corday die weibliche Tugend, in sofern nämlich beide Bezug auf den Staat haben.

Leipzig, gedruckt bey Benedict Gotthilf Teubner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen

Bd.: 4

Leipzig (1813)

Biogr.c. 245-3/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070652-1